Hattingen, den 15. August 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 33.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Die Kaisertage in Swinemünde sind, vom besten Wetter begünstigt, ohne den leisesten Mißklang verlaufen. Allgemein ist die große Herzlichkeit des Zaren bei seiner Begegnung mit Kaiser Wilhelm aufgefallen. Wie zu erwarten war, verlautet nichts über irgendwelche Abmachungen, die zwischen den beiden Herrschern getroffen worden wären. Es lag ja keinerlei Veranlassung zu neuen Verträgen und dergleichen vor. Doch ist schon der Tatsache, daß zwischen den beiden Kaisern ein längerer freundschaftlicher Meinungsaustausch stattgefunden hat, eine nicht geringe Bedeutung beizumessen. Die offene Bekundung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden großen Reichen kann nicht ohne bedeutsame Wirkungen auf die allgemeine Weltlage bleiben.

Wenn diese Nummer dem Leser in die Hände kommt, haben König Eduard von England und sein Neffe, unser Kaiser, einander im historischen Schlosse von Wilhelmshöhe bei Kassel die Hände zum Gruß geschüttelt. Sie sind entschieden nicht nur die beiden Monarchen, sondern auch die beiden Menschen, deren Namen heute in der zivilisierten Welt am häufigsten genannt werden, und zwar nicht allein wegen der eigenen geistigen Tüchtigkeit und der Bedeutung ihrer Staaten, sondern auch wegen des beiderseitigen Verhältnisses zu einander. Viele haben darüber gesprochen und geschrieben, daß der ursprünglichen hohen persönlichen Freundschaft, die ihren Ausdruck in fast alljährlichen Zusammenkünften fand, ein Jahre langes Neiden folgte; warum das geschehen, warum später die sogenannte britische „Einkreisungspolitik" folgte, darüber zerbrach man sich erst recht den Kopf. Auf das Einfachste sind die wenigsten gekommen, nämlich, daß ein älterer Onkel und ein jüngerer Neffe persönlich einander sehr zugetan sein können, daß aber die Verschiedenheit des Alters und die Freude an der Betätigung des eigenen Geistes auch Stunden zu schaffen vermögen, nach denen man sich eine Zeit lang lieber nicht sieht. Hat König Eduard das Bedürfnis empfunden, seinem kaiserlichen Neffen einmal zu zeigen, was er, mit der englischen Weltmacht in den Händen, in der hohen Kunst der Diplomatie leisten kann? Vielleicht ist dem so, und an Erfolgen, deren Dauer nur abzuwarten bleibt, hat es ihm nicht gefehlt. Aber wir können darin immer noch nicht den Charakter einer antideutschen Politik erblicken, König Eduard ist mit seinem humorvollen Thüringer Temperament, das er von seinem Vater Albert von Sachsen-Koburg-Gotha erbte, kein Kriegs-Intriguant, sondern ein Mann, dem sein persönliches geistiges Uebergewicht zu betätigen Freude bereitet. Er hat, daß ist wohl, von einzelnen Nebendingen abgesehen, der Kern der Edward'schen Politik, energisch als Ziel verfolgt, das zeitweise tief gesunkene englische Ansehen bei den Nationen ohne Krieg zu heben, und das hat er erreicht. Jedenfalls haben wir in Wilhelmshöhe zwei Monarchen gesehen, die wissen, was sie wollen, die Freunde des Friedens sind. Und das ist die Hauptsache.

Im Hinblick auf die erneute zweifelhafte Haltung des schwarzen Bandenführers Morenga an der deutschsüdwestafrikanischen Südgrenze ist der deutsche Botschafter in London bei der britischen Regierung vorstellig geworden. Daraufhin hat ihm die britische Regierung entgegenkommende Erklärungen gegeben. Sie stellte in Aussicht, telegraphisch Weisungen an die Kapregierung ergehen zu lassen, daß diese Morengas weitere Umtriebe verhindere, da der Ausbruch eines neuen Aufstandes durchaus vermieden werden müsse. Dem deutschen Botschafter ist nunmehr von der britischen Regierung weiter mitgeteilt worden, der Gouverneur der Kapkolonie habe geantwortet, die Kapkolonie sei bereit, ihre Unterstützung zu leihen. Es seien Maßregeln angeordnet worden, um Morenga unverzüglich nach Upington zurückzubringen. Ihm wird ein Wohnsitz fern von der deutschen Grenze angewiesen werden. Falls er sich weigert, würde er aus der Kapkolonie ausgewiesen werden. Unabhängig von diesen Verhandlungen meldet Unterstaatssekretär von Lindequist, daß er sich mit der Regierung von Betschuanaland in Verbindung gesetzt habe. Morenga sitze mit 30 bis 60 Mann in der Nähe der deutschen Grenze, östlich Blydenach. Es seien zwei Boten von Simon Copper bei Morenga eingetroffen. — Die Heimtransporte der Schutztruppe sind bis auf weiteres eingestellt worden.

Man kann annehmen, daß eine solche Wirkung bereits in der Marokkoangelegenheit sich fühlbar macht. Welche Aufregung hätten Ereignisse, wie sie sich gegenwärtig an der Küste des Scherifenreiches abspielen, noch vor wenigen Monaten in der gesamten Welt hervorgerufen! Der Angriff marokkanischer Stämme auf die Angestellten der französischen Hafenbaugesellschaft in Casablanca hätte damals unzweifelhaft den überwiegenden Teil der öffentlichen Meinung Frankreichs veranlaßt, sofortige Kriegserklärung und Eroberung Marokkos zu verlangen. Auf der anderen Seite ist nicht minder wahrscheinlich, daß das ohne vorherige Befragung der Konferenzmächte von Frankreich veranstaltete Bombardement der Stadt und die Landung französischer Truppen noch vor kurzem eine ungeheure Erregung in Deutschland wachgerufen hätte. Von alledem ist gegenwärtig keine Rede. Frankreich hat sich beeilt, das Vorgehen seiner Marine bei den Mächten zu entschuldigen und aufs neue zu betonen, daß es sich streng an die Bestimmungen der Algecirasakte zu halten gedenkt. Und in Deutschland wie bei den andern Vertragsmächten findet man sich ohne Erregung mit der neuen Sachlage ab, da die Zeitumstände nicht erwarten lassen, daß in Frankreich die Kolonialpartei wieder Oberwasser gewinnen und die Regierung zur Verletzung der eingegangenen internationalen Verpflichtungen in der Marokkoangelegenheit drängen könnte.

Ueber die Vorgänge in Casablanca selbst berichten wir in einem besonderen Artikel an anderer Stelle dss. Blattes unter der Ueberschrift: Ein Gang durch das zerstörte Casablanca.

Französische Erinnerungen an Wilhelmshöhe.

In dem Augenblicke, da in dem historischen Schlosse zu Wilhelmshöhe der deutsche Kaiser und der König von England sich begrüßen, erwachen auch jenseits der Vogesen ernste Erinnerungen. Der Sohn einer der treuesten Anhänger der letzten französischen Kaiserfamilie, des Generals Fleury, entwirft im Gaulois auf Grund unveröffentlichter Briefe und Notizen seines Vaters ein in seiner ruhigen Sachlichkeit ergreifendes Bild von den einsamen, leidumschatteten Monaten, die der einst ruhmumstrahlte Kaiser als machtloser Kriegsgefangener in Wilhelmshöhe verbringen mußte. „Der Kaiser ist der Gegenstand der zartesten Gastfreundschaft", so konnte damals der General X. an den Grafen Fleury nach Petersburg schreiben, „man weiß, daß in Berlin jemand darüber wacht, daß es dem, den ein so hartes Unglück betroffen, an nichts mangele." Aber was konnten die Rücksichten, an denen es allen voran die Kaiserin Augusta nicht fehlen ließ, dem gestürzten Herrscher bedeuten. Eintönig, von dunkellastender Melancholie umschattet, verging Tag um Tag. Am Tage nach seiner Ankunft wollte der Kaiser das Schloß besichtigen. Grausame Erinnerungen an glänzende Jugendtage waren es, die des unglücklichen Monarchen hier harrten. Schon auf der Fahrt von der belgischen Grenze nach Kassel hatte Napoleon im Gespräch mit dem Prinzen Achille Murat jene Bilder einer fernen Vergangenheit aufleben lassen, da er als Kind inmitten der glänzenden Hofhaltung des Königs Jerome und der Königin Katharina jene Städten kennen gelernt hatte, die jetzt bestimmt waren, dem Gebrochenen ein unfreiwilliges Asyl zu sein. „Gebrochen, gebeugt, durchschritt er die Säle, mit halb gleichgiltigem Blick die Räume streifend, plötzlich — und niemand hatte daran gedacht, ihn darauf vorzubereiten — sah er sich von Angesicht zu

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Tante Anna zog ihr Portemonnaie aus der Tasche, um der Bittstellerin ein Goldstück einzuhändigen, aber die Nonne sagte mit einem Kopfschütteln:

„Nein, meine verehrte Dame — so war es nicht gemeint."

Und als Tante Anna sie verwundert ansah, fuhr sie in ihrem milden Tone fort:

„Ich weiß, daß ich mich einer Dame von großem Reichtum und mildtätigem Herzen gegenüber befinde. — Und diese Gewißheit hat mich mit der zuversichtlichen Hoffnung erfüllt, daß ich für die armen Carmeliterinnen auf eine erhebliche Summe würde rechnen dürfen. — Um bloße Almosen, meine verehrte gnädige Frau, pflegen wir nicht zu betteln."

Tante Anna fühlte sich beinahe beschämt.

„Es tut mir sehr leid," sagte sie, „daß Sie sich dann für den Augenblick vergebens bemüht haben. Ich bin nicht die Besitzerin dieses Schiffes, sondern nur eine nahe Verwandte der Dame, die dasselbe gemietet hat, und ich besitze keine Vollmacht, um im Namen meiner Nichte größere Beträge anzuweisen."

Die Nonne sah so niedergeschlagen aus, als würde ihr durch diese Antwort eine große Enttäuschung bereitet, und die alte Dame fühlte sich veranlaßt, hinzuzufügen:

„Meine Nichte wird in längstens zwei Stunden wieder an Bord sein. — Wenn Sie also auf sie warten oder in der angegebenen Zeit noch einmal vorsprechen wollten — —"

„Das ist leider unmöglich. — Ich muß London schon in einer Stunde verlassen. — Aber wenn Sie die Güte hätten, mir mitzuteilen, wohin das Schiff von hier aus fährt, so würde ich dadurch die Möglichkeit gewinnen, mich brieflich an die Dame zu wenden. Es wäre für mich wirklich von der äußersten Wichtigkeit."

„Dann kann ich Ihnen nur empfehlen, Ihr Schreiben postlagernd Gibraltar zu adressieren. Wir beabsichtigen, eine Mittelmeerfahrt zu machen, und werden sicherlich Gibraltar passieren."

Die Nonne sprach anscheinend erfreut ihren Dank für die erhaltene Auskunft aus und verabschiedete sich von der alten Dame. Der zornige Blick aber, den sie im Hinausgehen auf Wolters warf, hatte durchaus nichts von christlicher Demut und selbstloser Nächstenliebe.

Tante Anna hatte die Höflichkeit gegen die Besucherin so weit getrieben, sie bis zur Tür zu geleiten. Und diesen Augenblick benutzte Wolters, um den Stuhl, auf welchem die Nonne gesessen, und den Tisch, der sich zwischen ihr und der alten Dame befunden, einer ebenso raschen als gründlichen Untersuchung zu unterziehen, wie wenn er nicht frei wäre von der Befürchtung, die Ordensschwester könnte da eine kleine Höllenmaschine oder sonst einen gefährlichen Gegenstand zurückgelassen haben.

Da er aber nichts Verdächtiges entdecken konnte, verließ auch er die Kabine und begab sich an Deck, um die Nonne in einem Boote wieder dem Lande zufahren zu sehen.

Als zwei Stunden später Burkhardt und seine glückstrahlende junge Gattin von ihrem Ausfluge zurückkehrten, flüsterte Wolters, während er Hertha beim Besteigen der Fallreepstreppe behilflich war, der jungen Frau zu:

„Berthe Roumier ist in Ihrer Abwesenheit in der Verkleidung einer Nonne an Bord gewesen und hat mit Ihrer Tante gesprochen."

Hertha erschrak, aber sie wußte sich zu beherrschen und gab ihm nur durch ein kurzes Kopfnicken zu erkennen, daß sie ihn verstanden habe. Burkhardt sollte ja nichts von ihren heimlichen Beziehungen zu Wolters ahnen. Davon, daß ihm der junge Mensch längst als ein Angestellter Bernardis bekannt war, konnte sie, die ihn noch immer für Paul von Randow hielt, natürlich nichts wissen. Wolfgang aber hatte selbstverständlich die allertriftigsten Gründe, nichts davon zu verraten, daß er in dem angeblichen Steward den jungen Mann wiedererkannt habe, der ihn seinerzeit in Herthas Auftrage aus dem Menschengewühl der Friedrichstraße aufgelesen hatte. Aber die Erkenntnis, daß Bernardi wieder seine Hand im Spiele habe, machte ihm eine Aussprache mit Hertha, nach der er sich unter dem immer peinlicher werdenden Druck der großen Lüge doch von ganzem Herzen sehnte, vorderhand nur noch schwieriger wenn nicht völlig unmöglich.

Das junge Ehepaar stieg in die Kajüte hinab und Marie folgte ihnen mit einigen Paketen, die in London eingekaufte Gegenstände enthielten.

Herzlich begrüßte Hertha ihre Tante und fragte sie mit erheuchelter Unbefangenheit, ob sich in ihrer Abwesenheit irgend etwas zugetragen habe.

„Ja — eine Nonne von der Insel Wight ist an Bord gekommen, um für die Carmeliterinnen zu sammeln. Ich wollte ihr ein Zwanzigmarkstück geben, aber sie war ganz beleidigt über die Zumutung, sich mit solchem Almosen, wie sie es nannte, zu begnügen und sagte, daß sie auf eine erhebliche Summe gerechnet hätte. Weil sie nicht auf Deine Wiederkehr warten konnte, habe ich ihr eine Adresse angeben müssen, wohin sie Dir schreiben könnte, um ihr Anliegen vorzutragen."

„Und was für eine Adresse hast Du ihr genannt, liebe Tante?"

„Ich sagte, sie solle postlagernd Gibraltar schreiben, weil wir diesen Punkt bei unserer Mittelmeerreise doch sicherlich berühren würden."

Hertha schwieg ein paar Sekunden lang, dann sagte sie ruhig:

„Ihr Brief wird vermutlich niemals in meine Hände gelangen, denn ich habe mich inzwischen anders besonnen. Man hat mir gesagt, daß der Golf von Biskaya um diese Jahreszeit sehr unruhig und für eine Vergnügungsreise wenig geeignet sei. Weshalb sollen wir uns also ohne Not den Unannehmlichkeiten der Seekrankheit und vielleicht ernstlichen Gefahren aussetzen? Ich meine, wir bleiben besser in den englischen Gewässern und legen nach unserm Gefallen bald in diesem, bald in jenem Hafen an. — Als unsere nächste Station habe ich mir Exmouth gedacht. — Bist Du damit einverstanden, Liebster?"

Burkhardt hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden. Vielleicht war es in der Tat viel besser, in unmittelbarer Nähe der Küste zu bleiben. Denn wenn er eines Tages Hertha sein Geständnis ablegen mußte, und wenn sie daraufhin, wie er es befürchtete, alle Beziehungen zu ihm abbrach, würde sie in diesem Fall nicht genötigt sein, noch tagelang die Qual seiner Gesellschaft zu ertragen, sondern würde innerhalb weniger Stunden, die zur Erreichung des nächsten Hafens genügten, von ihm befreit werden können.

„So sind wir also im Reinen," sagte Hertha auf seine zustimmende Erwiderung. „Der Kapitän erfährt unsere veränderten Dispositionen ja noch früh genug bei der Abfahrt. Aber ich muß vorher noch ein Telegramm an meinen Sachwalter in Berlin senden, damit er über unseren Aufenthalt unterrichtet ist, falls er mir irgend welche wichtigen Mitteilungen zu machen haben sollte."

Sie setzte sich an ihren kleinen Schreibtisch, um die Depesche aufzusetzen. In diesem Augenblick trat Marie, die sich bis dahin, von keinem beachtet, im Hintergrund der Kabine zu schaffen gemacht hatte, bescheiden auf sie zu.

„Ich bitte um Verzeihung — würden gnädige Frau mir vielleicht gestatten, noch einmal an Land zu gehen? — Ich möchte mir noch ein paar Kleinigkeiten besorgen, deren Fehlen ich auf der Reise sehr unangenehm empfinden würde."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden," erwiderte Hertha, ohne sich nach ihr umzusehen. „Können wir doch ohnedies

Angesicht vor einem Porträt einer lächelnden Frau, die von Jugend und Anmut strahlte, gleich einem heiteren Lichtstrahl. Die Frau war seine Mutter! Wie ins Herz getroffen wich der Kaiser zwei Schritte zurück. Die Herren seiner Begleitung waren erschüttert und standen stumm und unbeweglich. Mit einem Zeichen der Hand bat sie Napoleon, ihn allein zu lassen. Die Begleiter zogen sich still zurück. Eine halbe Stunde währte es, ehe der Kaiser sie wieder rief . . ." Als Napoleon das Gemach verließ, in dem er mit der Erinnerung an seine Mutter, die von ihm wahrhaft vergötterte Königin Hortense, stille Zwiesprache gehalten, war seine Stirn auf kurze Zeit von Wolken befreit, seine Miene war ruhig und über dem Antlitz lag ein halbes Lächeln. Es war der erste Tag in Wilhelmshöhe. . . Still und einfach verlaufen fortan die Wochen. Zwischen sieben und acht erhebt sich der Kaiser, nimmt eine Tasse Tee und dann öffnet er unbeschadet der winterkalten Witterung, das Fenster. Eine aufgeregte Menge erwartet alltäglich das Aufstehen des Kaisers. Es sind die Vögel des weiten Parkes; schnell haben sie begriffen, daß das sonst verwaiste Schloß einen Gast beherbergt, und Tag für Tag kommen sie nun, von dem



Schloss Wilhelmshöhe bei Cassel

Kaiser ihr Almosen zu erbetteln. Und Napoleon streut ihnen Brotkrumen. Die kleinen gefiederten Gesellen werden oft so zudringlich, daß sie den Kaiser beim Rasieren stören. . . Gegen acht Uhr betritt Napoleon sein Arbeitszimmer, und bis zehn schreibt er seine Briefe. Dann werden die eingelaufenen französischen, englischen und deutschen Blätter durchgesehen, und unausgesetzt müht sich der Kaiser, aus den widersprechenden Nachrichten sich ein Bild von der Lage in Frankreich zu machen. Denn nur unregelmäßig und verspätet treffen französische Zeitungen ein. Um elf wird das Dejeuner serviert, der Kaiser konferiert mit den Offizieren, die ihm in die Gefangenschaft gefolgt sind; ein einstündiger Spaziergang und wieder verschwindet der Kaiser in seinem Arbeitsgemach. Um halb sechs macht er Toilette zum Diner. Im schwarzen Rock, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch, so erscheint er im Speisesaal. Die Herren der Tafelrunde im Frack. Einfach und kurz ist das Diner. Als Getränk wird nur leichter Mosel gereicht. Die Dienerschaft des Kaisers hat die Kaiserin Augusta selbst ausgesucht, aus ihrer Dienerschaft Leute, die nicht Deutsche waren. Nach dem Diner wird im Rauchzimmer der Kaffee eingenommen, während der letzte Kurier des Kaisers abgefertigt wird. Meist zieht sich Napoleon nach einer Viertelstunde zurück. Und während draußen die Schritte der Ronde wiederhallen, sitzt er an seinem Schreibtisch und ordnet die Notizen und Impressionen, die ihm zu seinem Werke dienen sollen. Er arbeitet an einem Werk: „Die militärische Organisation Norddeutschlands". Er gibt dem Marquis de Grioourt Anweisungen für ein anderes: „Die Beziehungen Frankreichs mit Deutschland". Wie einst in Ham, so sucht er in der Arbeit Zuflucht vor dem quälenden Bewußtsein der Gegenwart. Am Neujahrstage laufen von allen europäischen Herrschern Telegramme ein; die deutschen Fürsten schweigen. Im Auftrag des Königs von Preußen und seiner Verbündeten erscheint der Gouverneur von Kassel Graf Monts, um dem Kaiser die Wünsche für „ein Werden guter Beziehungen zwischen den deutschen Staaten und Frankreich" auszusprechen. Die Kaiserin Augusta schreibt ihm einen langen Brief. Eine Adresse von 3000 französischen Kriegsgefangenen wird dem Kaiser überreicht. Aus dem belagerten Paris haben zwei inzwischen verblühte Veilchensträuße den Weg nach Wilhelmshöhe gefunden. „Un rai Francais" steht auf dem einen und auf dem anderen: „Eine dankbare Arbeiterfamilie". Lange hält der Kaiser die beiden Zeichen anhänglicher Liebe in traurigem Sinnen in den Händen. Die welken Bukets begleiten ihn drei Monate später nach Chislehurst. . . Mit hastendem Eifer sorgt Napoleon um das Wohl der Kriegsgefangenen. Fast alles Geld, das er in Sedan noch besaß, wird unter die Soldaten verteilt. Nur wenig bleibt dem Kaiser. Aber mit ruhiger Befriedigung schreibt er an seine Gemahlin, die auch mit leeren Händen in England eintrifft: „Ich habe nur 20 000 Frs. bei mir; aber, wie Du, so bin auch ich stolz, vom Throne zu stürzen, ohne Geld ins Ausland gesandt zu haben." Ende Oktober erscheint überraschend die Kaiserin Eugenie in Wilhelmshöhe. Unbemerkt war es ihr gelungen, Belgien zu passieren und in Begleitung des Grafen Clary trifft sie in Wilhelmshöhe ein. Graf Clary eilt zum Kaiser. Napoleon ist überrascht. „Sie hier? Ich habe soeben der Kaiserin geschrieben und gefragt, ob sie nicht jetzt kommen könne." General X. beschreibt die Szene. „Wir waren alle um den Kaiser versammelt. Clary antwortet: „Sobald die Kaiserin den Wunsch Ew. Majestät erfährt, wird sie gewiß kommen." Clary zeigt eine Miene, als ob er den Kaiser ohne Zeugen sprechen wollte. Kaum war er mit ihm allein, so teilte er ihm mit, daß die Kaiserin am Gitter des Schlosses warte. Der Kaiser kann seine Gemütsbewegung nicht beherrschen. „Sie soll kommen, sie soll kommen," und er eilt hinunter, sie zu empfangen. Aber er scheut sich, eine Szene zu zeigen, beherrscht sich mühsam und überwindet sich soweit, daß er die Kaiserin Eugenie empfangen kann, als ob er sie erst vor einigen Tagen unter den selbstverständlichsten Umständen verlassen. Die Kaiserin weiß, wie Napoleon Herr seiner selbst ist; trotzdem ist sie erstaunt und fast peinlich berührt von dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit, von dieser Kälte. . . Wie die Tür des Kabinetts sich hinter ihnen schließt, wirft der Kaiser sich ihr weinend in die Arme. . ." Und die Kaiserin schrieb an den Grafen Fleury: „Unsere Zusammenkunft war herzzerreißend." Als Metz fällt, sind alle in Wilhelmshöhe erstaunt. Die Friedensbedingungen entsetzen den Kaiser. „Angesichts solchen Unglücks," schreibt er an die Kaiserin, „vermag ich keinen anderen Gedanken mehr zu fassen. Wenn Frankreich noch einig wäre in seinen Gefühlen, wenn es eine Regierung hätte, stark genug, und unaufhörlich an einer Auferstehung zu arbeiten, so könnte man sich bescheiden, zu hoffen. . ." Am 20. März endlich ist der Tag der Abreise gekommen.

Dat wilde Lotte.

Schön Lottchen wor 'ne wilde Range,
Met blonde, kruse Hoor un Locken;
Ganz stille sitten konn't nich lange,
Doch wor et extra fien ertrocken.
In Pension harr et studeeret
Un do Maneeren angenommen;
Musik geübt, Französch parleeret
Un wor nu wier noh Hus gekommen.
Dä Burslüh woren och so freidig,
So stolz op öhre leiwe Blage;
Et dog so fien un dog so schneidig
Nich Sunndags blos, nee, alle Dage.
Doch kreg et sine dulle Schuren,
Dann geng et öwer Disch un Bänke;
Wenn ok dä Moder dat beduren,
Et sat dann vull van olle Ränke.
Mol wor taum Koffi ingeladen;
Dä Noberslüh soll'n Lottchen seihen;
Gedeckt wor fien in Hus und Gaden;
Dat Fräulein soll sä all erfreien.
Dä Möhnens leiten't godd sick schmaken,
Do kam den Wildfang angesprungen;
Dä olle Trappe schrecklich kraken,
As härr'n seß Jungens sick gerungen.
„Mein Gott", sag Moder, „sollst Dir schämen!
Wat machst Du mich doch vor'n Mirakel?
Sollst weisen heut' Dein fein Benehmen,
Vor Dir paßt niemals so'n Spektakel.
Du gehst sogleich wier auf Dein Zimmer,
Woll'n nix von Deinem Rummel hören;
Als Dame steigst die Treppe immer,
Und kein Getrampel soll uns stören!"
Dat Lotte dog, wie öm befohlen;
Dä Möhnens woren all am luren;
Dä Moder sat op hete Kohlen,
Doch soll dat gar nich lange duren.
Op eenmol stonn't wir unn'n im Kreise;
Ok nix harr man dovan vönommen;
„Das war", sag Moder, „feine Weise;
Erzähl'! Wie bist Du h'rafgekommen?"
„Dat glöw eck, dat't ink so gefallen;
Gitt hören nix; — ok gar kän Wunner;
Ganz nobel kam eck, sag't tau allen, —
Eck rutschen op't Geländer h'runner!"

---

nicht früher in See gehen, als bis der Bote mein Telegramm an Land besorgt hat."

„Darf ich nicht vielleicht diese Besorgung übernehmen?" fragte Marie dienstefrig. Aber als Hertha sich jetzt umdrehte und ihr fest ins Gesicht sah, schlug sie unwillig die Augen nieder und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne.

„Nein!" erwiderte die junge Frau beinahe hart. „Ich ziehe es vor, einen von den Leuten der Jachtmannschaft damit zu betrauen."

Marie knickste und ging hinaus, ohne daß ein Ausdruck beleidigter Empfindlichkeit auf ihrem Gesicht gewesen wäre. Erst als die Tür der Kabine hinter ihr zugefallen war, veränderte sich ihr Aussehen. Ihre Brauen zogen sich zornig zusammen, und ein häßliches Zucken ging um ihre Lippen.

„Sie täte fürwahr viel besser, es nicht mit mir zu verderben," murmelte sie vor sich hin.

17. Kapitel.

Auf dem Kai, in dessen Nähe die Jacht „Albion" vor Anker gegangen war, gingen zwei Herren in eifriger Unterhaltung auf und nieder.

Der eine von ihnen wies plötzlich auf die Wasserfläche hinaus, auf der sich ein kleines Boot, das eben von der Jacht abgestoßen war, dem Ufer näherte.

„Da kommt sie, Voules," sagte er — es war John Fermor — in englischer Sprache. „Sie hält Wort, wie immer."

Als wenige Minuten später der kleine Nachen an der Böschung anlegte, gingen sie der aussteigenden Marie entgegen. Sie wechselten ein paar hastige Worte der Begrüßung und schlugen dann gemeinsam den Weg nach einem nahe gelegenen Gasthause ein. Der Kellner führte sie auf ihre Frage nach Berthe Roumier in ein Zimmer des ersten Stocks.

Die Französin, die sie offenbar bereits erwartet hatte, wandte sich bei ihrem Eintritt sogleich an Marie:

„Nun, haben Sie noch irgend etwas Besonderes in Erfahrung gebracht?" fragte sie hastig.

„O, ich glaube wohl, daß es Ihnen von einiger Wichtigkeit ist, was ich zu berichten habe. — Es betrifft die Reiseroute der Jacht „Albion".

Berthe lachte überlegen.

„Diese Reiseroute ist uns bereits bekannt. — Die alte Dame, die mir so bereitwillig ins Garn ging, hat mich zur Genüge darüber aufgeklärt."

„Aber die Herrschaften haben ihre Absichten inzwischen geändert. — Sie fahren nicht nach dem Mittelmeer, sondern wollen in den englischen Gewässern bleiben."

Und sie berichtete ausführlich, was sie vorhin in der Kabine erlauscht hatte.

„Der Entschluß schien der gnädigen Frau ganz plötzlich gekommen zu sein," fügte sie hinzu. „Sie sprach davon erst, als ihr die Tante von ihrer Unterredung mit Ihnen erzählt hatte. — Und dann wollte ich Ihnen noch etwas mitteilen. Da ist ein junger Mann als Steward an Bord gekommen, der kein anderer ist, als der Liftjunge aus dem Hotel in der Wilhelmstraße."

Die drei Komplizen wechselten bedeutsame Blicke, und Leslie Voules meinte:

„So haben sie also doch wieder die Hilfe jenes Unbekannten erbeten, der uns bereits so unbequem gewesen ist. Der Bursche hat sicherlich den Auftrag, über Randows Sicherheit zu wachen."

„Ohne Zweifel," stimmte Berthe Roumier zu. „Der unverschämte Geselle wich nicht vom Fleck, während ich mich mit der einfältigen alten Frau unterhielt. Und seine fatale Aufmerksamkeit hinderte mich allein daran, ein nettes kleines Souvenir zurückzulassen, wie ich es beabsichtigt hatte. Wenn wir nur heraus bekommen könnten, wer dieser geheimnisvolle Unbekannte ist, der es darauf abgesehen hat, unsere Pläne zu durchkreuzen!"

„Dazu könnte sich schon Rat finden," sagte Marie. „Sie schrieb da ein Telegramm, das für ihren Sachwalter in Berlin bestimmt war und das sie mir nicht anvertrauen wollte, obwohl ich mich erbot, es zu besorgen. Sicherlich ist dieser Sachwalter kein anderer, als der Auftraggeber des sogenannten Steward und ich zweifle nicht, daß der Bursche selbst es an Land bringen wird. — Es ist jetzt schon ganz dunkel, und die Beleuchtung des Kais ist wahrhaftig schlecht genug. Außerdem sind uns auf unserem Wege hierher kaum fünf Menschen begegnet. Ich würde es gar nicht für sehr gewagt oder sehr schwierig halten, den Burschen zu überfallen und ihm das Telegramm abzunehmen."

Auf Berthes Lippen war ein grausames Lächeln.

„Es wäre in der Tat eine vortreffliche Gelegenheit, mein lieber Fermor, eine frühere Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen. — Ein Mann wie Sie wird schon ein Mittel finden, dem mächtigen Burschen das Telegramm abzunehmen, ohne daß viel unnützes Geräusch dabei gemacht wird. Natürlich erwarten wir Sie wieder hier, sobald Ihnen der kleine Coup geglückt ist. — Das ist für Sie, Marie! — Sie haben sich unseres Vertrauens vollauf würdig erwiesen."

Damit reichte sie dem Mädchen eine Banknote, deren Anblick die Augen Mariens in begehrlichem Feuer aufleuchten machte. Und Berthe, der diese verräterische Regung der Habgier nicht entgangen war, fügte hinzu:

„Sie dürfen sich auf eine große Belohnung gefaßt machen, sobald unser Werk glücklich beendet ist."

Marie steckte den Schein in ihren Busen, aber gerade die letzte Verheißung schien gewisse Bedenklichkeiten in ihr wachgerufen zu haben.

„Ich wollte, Sie hätten etwas mehr Vertrauen zu mir und ließen mich wissen, worin dieses Werk eigentlich besteht," sagte sie. „Ich habe nicht gern mit einem Verbrechen etwas zu schaffen."

„Nein, meine Gute — wir bezahlen unsere Helfer wohl, aber wir haben nicht die Gewohnheit, sie zu Mitwissern unserer Pläne zu machen. — Wenn Sie es nicht mit uns verderben wollen, so unterdrücken Sie gefälligst Ihre Wißbegierde und suchen Sie zur rechten Zeit die Augen zu schließen, wie Sie sie zu anderer Zeit recht weit offen halten sollen. — Im übrigen wissen Sie ja, was Sie zu tun haben. Fragen Sie nach der Ankunft in Exmouth auf der Post nach Briefen unter dem Namen, dessen wir uns bisher immer bedient haben. Wir werden Ihnen auf diesem Wege mitteilen, wann und wo wir Sie in Exmouth zu sehen wünschen."

Damit mußte sich Marie zufrieden geben, und sie kehrte nach der Stelle zurück, wo das Boot der Jacht angelegt hatte. — — — — — — — — — — — — — — —

Hertha zögerte absichtlich, Wolters mit dem Telegramm an Land zu schicken, ehe Marie zurückgekehrt war. Und so hatte sich die abendliche Dunkelheit bereits eingestellt, als sie ihm die Depesche übergab.

Es war natürlich — wie Marie ganz richtig vermutet hatte, an Bernardi gerichtet und lautete:

„Sie sind hier gewesen und haben unsere bisherigen Dispositionen in Erfahrung gebracht. Mußte deshalb Plan ändern und segle zunächst nach Exmouth."

Wolters ließ sich von einem der Matrosen ans Land rudern und schritt eilig über den Kai, um so rasch als möglich das nächste Telegraphenamt zu erreichen. Sein Weg führte meist an Speichern und Lagerhäusern vorbei, in denen die Arbeit des Tages bereits eingestellt worden war.

Mitläufer der Sozialdemokratie.

Die kürzlich in Norderney gegenüber einem französischen Schriftleiter gefallene Aeußerung des Reichskanzlers, daß von den 3 Millionen sozialdemokratische Wähler nicht 500 000 bewußte Sozialdemokraten seien, wird zu einem gewissen Teil bestätigt durch eine Mitteilung, welche die „Voss. Ztg." vom Niederrhein erhält. Dort heißt es: „Wie sehr die Mitläufer in der Sozialdemokratie vorwiegen, beweist der soeben veröffentlichte Jahresbericht des Sozialdemokratischen Vereins für den Wahlkreis Düsseldorf. Während nämlich am 25. Januar in diesem Wahlkreise über 25 000 sozialdemokratische Reichstagswahlstimmen abgegeben wurden, betrug die Zahl der vereinigten „Genossen" am 1. Juli d. Js. nur 2515. „Leider ist die Mitgliederzahl auch im Berichtsjahre nicht auf die Höhe gelangt, die wir im Verhältnis zu den abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen haben müßten," bemerkt zu diesem Ergebnisse unzufrieden der Bericht. Und gleich oder ähnlich liegen die Verhältnisse in sämtlichen rheinisch-westfälischen Wahlkreisen." Diese Angaben mögen zutreffen, sie entheben aber nicht der Notwendigkeit, die sozialdemokratische Gefahr mit allem Nachdruck unausgesetzt zu bekämpfen. Denn was heute noch Mitläufer sind, können bei der rücksichtslosen Gewaltherrschaft der „künftigen" Sozialdemokratie morgen blindlings wütende Feinde von Staat und Gesellschaft sein. Nirgends würden sich Vertrauensseligkeit und Untätigkeit schlimmer rächen, als bei der Behandlung der sozialistischen Frage.

Der letzte gekrönte König von Böhmen,

Kaiser Ferdinand von Oesterreich, der 1848 zugunsten seines Neffen Franz Josef abgedankt hatte und seitdem zumeist in Prag wohnte, wo er 1875 auch starb, führte zuletzt lange Zeit nur noch eine Art Pflanzendasein. Er erfuhr fast nichts mehr von der Außenwelt, wurde künstlich erhalten und stand insofern unter Aufsicht, als ein kaiserlicher Hofrat ihm die Sorge der Verwaltung seines ungeheuren Vermögens abnahm. Die Sorge dieses kaiserlichen Hofrats ging so weit, daß er mit den Kohlenbergwerken Ferdinands, natürlich ohne dessen Kenntnis, dem Bunde der böhmischen Kohlenbergwerksbesitzer beitrat, der die Kohlenpreise in Böhmen auf einer unnatürlichen Höhe erhielt. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1869, gelang es dem alten, guten Kaiser, dem ihn in Geldangelegenheiten überwachenden Hofrat ein Schnippchen zu schlagen. Ein durch unglückliches Spiel zur Verzweiflung getriebener österreichischer Offizier drang damals in den Park des kaiserlichen Sommeraufenthalts zu Reichsstadt in Böhmen ein, während Ferdinand dort zu lustwandeln pflegte. Glücklich traf der Offizier mit dem einsam seinen gewohnten Spaziergang machenden früheren Herrscher zusammen und schilderte ihm seine Lage, die ihn geradezu zwinge, sich das Leben zu nehmen, wenn Se. Majestät nicht helfe. „Aber Sie wissen doch," entgegnete der Kaiser, „daß es mir leider versagt ist, über mein Vermögen zu verfügen!" „Und doch, Majestät, vermöchten Sie mich zu retten." „Wie wäre das möglich?" Da zog der Offizier einen Wechselvordruck und ein Tintenfaß samt Feder aus der Tasche. Schnell begriff Ferdinand diesen Ausweg, stellte einen Wechsel über 12 000 Gulden aus und unterzeichnete ihn eigenhändig auf einer Gartenbank. Der Wechsel wurde am Verfalltage vorgewiesen. Der Hofrat stutzte, aber die Unterschrift des Kaisers war richtig. Trotzdem eilte er zu diesem, um zu fragen, ob es denn auch wirklich seine Unterschrift sei. „Jawohl," sagte Kaiser Ferdinand, „und bezahlen müßt Ihr auch denn Ihr dürft mich nicht im Stiche lassen. Endlich ist es mir gelungen, Euch anzuschmieren." In der Tat wurde der Wechsel ausgezahlt, Kaiser Ferdinand aber wurde seitdem noch weit sorgsamer überwacht.

Die Vergeßlichkeit der Chirurgen.

Bei der Vornahme von Operationen gilt heute die Beobachtung der peinlichsten Vorsicht und Sauberkeit als Grundbedingung. Dadurch hat sich aber auch die Zahl der Hilfsmittel, die der Chirurg benutzen muß, stark vermehrt und gleichzeitig die Möglichkeit von Versehen gesteigert. Dr. Neugebauer aus Warschau hat schon im Jahre 1899 eine Liste von 101 Fällen veröffentlicht und dazu fünf Jahre später eine Ergänzung von 87 weiteren Fällen gegeben. August Schacheimer sammelte 155 Fälle. Betrifft die Vergeßlichkeit eine Zange, so steht die Sache sehr schlimm, aber auch die Zurücklassung von Schwämmen und Gazestreifen ist sehr gefährlich. Daher ist schon dringend angeraten worden, einen Schwamm niemals ganz in die Leibeshöhle hinein zu bringen, sondern nur so weit, daß er wenigstens noch zur Hälfte sichtbar bleibt. Der große Chirurg Mikolicz hatte die Gewohnheit, an den Gazestreifen einen Glasstreifen zu befestigen. Neuerdings hat man aber auch noch mehr als früher darauf Bedacht genommen, das Handwerkszeug des Chirurgen so einzurichten, daß solche Versehen kaum noch vorkommen können, und das ist gewiß sehr gut, weil auch beim genauen Abzählen der Instrumente und sämtlicher Hilfsmittel Irrtümer nicht ausgeschlossen sind. Die Schwämme werden jetzt immer mehr durch sterilisierte Gaze ersetzt, und dadurch hat sich die Sterblichkeit bei Operationen ganz erheblich vermindert. Selbst wenn ein Gazestreifen zurückbleibt, wird er in der Regel in den Darm gepreßt und unter günstigeren Umständen ausgestoßen.

Allerlei.

Wieder wurde ein „wilder" Automobilist verurteilt. Er erhielt von der Berliner Strafkammer, weil er die fahrlässige Tötung eines Menschen verschuldete, 9 Monate Gefängnis. Nachdem ihm gesagt worden war, man könne das Automobilfahren in einer halben Stunde erlernen (!), und nach einer kurzen Fahrt mit dem Führer einer Automobildroschke hatte er auf dessen Geheiß den Kraftwagen bestiegen, um ihn allein zu steuern! Er verlor bald die Herrschaft über die Steuerung und richtete das Unglück an. Schade, daß der gewissenlose Ratgeber nicht mit auf der Anklagebank saß.

Was braucht eine Dame in London? In den nächsten Tagen wird in London ein amerikanischer Gerichtsdelegierter eintreffen, um festzustellen, was eigentlich eine junge Dame braucht, um den Ansprüchen der englischen Gesellschaft in einwandfreier Weise zu genügen. Das Newyorker Vormundschaftsgericht ist es, das diese seltsame Studienreise veranlaßt hat; man will ergründen, welche Summen eine junge Amerikanerin zur Verfügung haben muß, um anständig in London leben zu können. Denn was die jungen Amerikanerinnen im allgemeinen in Europa verbrauchen, kommt den Herren vom Newyorker Vormundschaftsgericht wohl etwas zu hoch vor. Ein englisches Blatt hat nun nach eingehenden Beratungen mit den fashionablen Modehäusern berechnet, welches Sümmchen ein junges Mädchen zur Verfügung haben muß, wenn sie ihre Eroberungskünste würdig entfalten will. 15 300 Mark werden als eine mittlere Durchschnittssumme angesehen nur für die Erfordernisse der Toilette während einer Londoner Saison. Aber man kann nicht das ganze Jahr in London sein; die junge heiratsfähige Amerikanerin, muß auch nach Cowes oder nach Goodwood gehen. Und das bedeutet wieder eine Extraausgabe für Toiletten und Zubehör, die mit 5200 Mark nicht zu hoch angesetzt ist. Für kleine Ausgaben, Taschengeld, Vergnügungen und Geschenke wird man mindestens 16 000 Mark für das Jahr in Rechnung stellen müssen. Mit rund 40 000 Mark insgesamt kann eine junge Amerikanerin, die keine übertriebenen Ansprüche stellt, sich zur Not in London durchschlagen. Die schönen Töchter der neuen Welt müssen also schon immerhin einiges anlegen, ehe die Bräutigamschau Aussicht auf Erfolg bietet. Findet sie dann einen Gemahl mit einem angemessenen Titel, so ändern sich diese Zahlen mit einem Schlage um ein bedeutendes. Denn die verheiratete Frau, die in London ein Haus machen will, muß mindestens zwei Bälle und vier oder fünf Diners geben, will sie ihren gesellschaftlichen Pflichten nachkommen. Rechnet man zu diesen nicht unerheblichen Kosten noch die Hausmiete, Toiletten usw., so ergibt sich ein Budget von 22 600 Mark. Und dabei wird sie sich noch hüten müssen, besondere Liebhabereien zu kultivieren. . .

Spanische Banditen. Die spanische Abgeordnetenkammer beschäftigte sich mit den Taten eines unfaßbaren Banditen namens Pernales, gegen den die Regierung 300 Gendarmen aufgeboten hat. Seine Heimatstadt Estepa war nach der Frankf. Ztg. von jeher das Raubnest der berittenen Banditen. Sieben oder acht betreiben das Handwerk als Gelderpresser oder als Diebe von Pferden und Maultieren, über deren Lösegeld auf dem Markt öffentlich verhandelt wird. Nicht selten haben die Töchter der Banditen im Pensionat französisch gelernt. Pernales ist besonders „tüchtig" und liebt es, von dem erpreßten Gelde einen Teil an Notdürftige zu verteilen. Darum ist er auch nicht zu fassen.

Der höchste Schornstein. Amerika wird nunmehr auch den größten Schornstein der Welt besitzen. Die Wiener Firma Alphons Custodis hat soeben den Auftrag zum Bau eines Schornsteins von 169 Meter Höhe mit 16,70 Meter oberem Ausströmungsdurchmesser erhalten. Dieser Schornstein ist für ein großes Hüttenwerk bestimmt, welches Silber-, Blei- und Kupfererze verhüttet und verarbeitet. Er schlägt den bisherigen größten Schornstein der Welt, nämlich denjenigen der Halsbrückener Hütte in Freiberg in Sachsen, mit 140 Meter bei weitem; ist es doch möglich, diesen Schornstein in dem amerikanischen bequem unterzubringen.

Ein fossiles Riesentier. Aus New York wird berichtet: Das größte Aufsehen erregt die Nachricht, daß in den großen Fossilienlagern von Wyoming das Skelett eines Tieres entdeckt worden ist, das 314 Fuß in der Länge maß. Bisher war der größte Dinosaur, der den Gelehrten bekannt war, ein jetzt im Field—Museum aufgestellter, der 75 Fuß lang ist und dessen größter Wirbelknochen 300 Pfund wiegt, während der von dem jetzt aufgefundenen Riesentier 1000 Pfund wiegt. Diese Tierart hat, wie die Forscher annehmen, im Wasser gelebt, zum Teil wegen der Notwendigkeit, sich gegen kleinere Tiere, die Angriffe auf sie unternahmen, zu schützen. Als Nahrung dienten ihr die Kräuter und Pflanzen, die sich auf dem Grunde der Flüsse und Seen fanden. Knochenreste von diesen Riesen der Urzeit finden sich zumeist in Neu—Mexiko, Colorado, Wyoming, Montana und Dakota, die in prähistorischen Zeiten Sumpfländer waren.

Der heutigen Nummer liegt das bekannte Bankgeschäft R. von Köhler, Hamburg, Gerhofsstr. 16, einen Prospekt der Königsberger Geldlotterie bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Da die Ziehung dieser chancenreichen Lotterie schon am 20. August beginnt und die beschränkte Zahl der Lose bald vergriffen sein dürfte, so ist schnelle Bestellung erwünscht.

Und in dem unteren Zimmer zwischen zweien dieser Gebäude wartete der Amerikaner auf sein Erscheinen.

Fermor hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, den Ueberbringer des Telegramms noch zu erwischen, als er endlich das Boot von der Jacht hatte abstoßen sehen. Da ihm die Lage des Telegraphenamtes bekannt war, hatte er leicht einen Schlupfwinkel wählen können, den der Bote unter allen Umständen passieren mußte.

Er ließ Wolters zunächst an sich vorüber und folgte ihm dann in kurzer Entfernung nach. Schon war er an einer völlig menschenleeren Stelle seinem Opfer ganz nahe gekommen, als sich etwas ereignete, was sein Vorhaben für den Augenblick vereitelte.

Aus einer dunklen Seitengasse nämlich tauchte plötzlich wie aus der Erde gewachsen die Gestalt eines in einen langen Mantel gehüllten Mannes auf, der mit raschen Schritten auf Wolters zutrat, ihn anredete und dann an seiner Seite weiter ging.

Natürlich war unter diesen Umständen für Fermor an eine Ausführung des geplanten Vorhabens zunächst nicht mehr zu denken. Alles, was er tun konnte, war, daß er sich so nahe als möglich bei den beiden hielt und den Inhalt ihres Gespräches zu erlauschen suchte.

Er hörte Wolters sagen:

„Wenn sie das gesagt hat, Herr, so muß ich es wohl tun."

Das verriet nicht viel. Wenn aber Fermor den ganzen Wortlaut ihrer Unterhaltung vernommen hätte, so würde er sicherlich in hohem Maße erstaunt gewesen sein. Denn seitdem Hertha und ihr Gatte an Bord der Jacht zurückgekehrt waren, hatte er das Fahrzeug unausgesetzt beobachtet, und er wußte genau, daß außer Marie und Wolters niemand mehr von dort an Land gekommen war.

„Bleiben Sie mal gefälligst einen Augenblick stehen!" hatte der Mann im Mantel Wolters angeredet. „Ich möchte gern sehen, was Sie da haben."

Der junge Mensch hatte überrascht aufgeblickt und in dem Sprecher den Gatten seiner Herrin erkannt. Er fühlte sich jedoch verpflichtet, ihn, ehe er das Telegramm zeigte, zu fragen:

„Weiß die gnädige Frau, daß Sie sich die Depesche zeigen lassen wollen?"

Der Mann zog ungeduldig die Brauen zurück.

„Gewiß! — Es ist möglich, daß ich eine Korrektur vornehmen muß, deshalb bat sie mich, Ihnen nachzugehen. — Aber das geht Sie alles gar nichts an! — Zeigen Sie mir gefälligst das Blatt."

Wolters zögerte nun in der Tat nicht länger, es ihm einzuhändigen. Dabei sprach er die Worte, die Fermor gehört hatte:

„Wenn sie es gesagt hat, Herr, so muß ich es wohl tun."

Der andere war zu einer der Laternen getreten, die in recht spärlicher Zahl vorhanden waren und den Kai nur ungenügend erleuchteten. Er überflog das Blatt und reichte es sodann dem wartenden Wolters zurück.

„Danke! — Es kann alles so bleiben. Aber es wäre gut, wenn Sie sich jetzt möglichst beeilten."

Er ging raschen Schrittes davon. Fermor, der sah, daß Wolters jetzt allein und ohne Beschützer war, näherte sich dem jungen Manne eilig. Aber er war dabei unvorsichtig genug, sich dem jungen Manne ruhig zu zeigen. Wolters hatte ihn zwar nie gesehen, aber er spürte bald heraus, daß ihn der Fremde verfolge. Er begann ein wenig zu laufen; und seine Vermutung wurde zur Gewißheit, als er den Unbekannten ebenfalls ein höheres Tempo einschlagen sah. Er begann über die Person des Mannes Vermutungen anzustellen. Und er war scharfsinnig genug, in ihm einen der drei Amerikaner zu wittern.

Nun machte er sich ein allerdings etwas gefährliches Vergnügen daraus, seinen Verfolger zu narren. Bald ließ er ihn auf eine kurze Strecke an sich herankommen, um sich dann mit Hilfe seiner flinkeren Beine wieder einen Vorsprung zu sichern, bald entzog er sich eine Weile den Blicken des Fremden vollständig, indem er sich in den Schatten der Gebäude drückte. So erreichte er die Post, ohne daß ihm irgend etwas geschah.

Als er wieder am Landungssteg des Bootes eintraf, war der angehende Detektiv Wolters mit sich recht zufrieden. Er hatte in der Nonne Miß Roumier erkannt, war der Verfolgung des Amerikaners entgangen und hatte die Depesche sicher aufgegeben, — das waren doch Leistungen, auf die er stolz sein konnte!

Aber es war dafür gesorgt, daß, wie man sagt, seine „Bäume nicht in den Himmel wuchsen". Als er sich an Bord seinem nominellen Herrn, dem Obersteward, wieder zur Verfügung stellte, wurde er beauftragt, die Herrschaften zu bedienen, die drinnen gerade ihr Souper einnahmen. Wie aber erstaunte er, als er drinnen auch Wolfgang Burkhardt erblickte, in elegantem Souper-Anzug und im Essen bereits beim Braten angelangt! Er hatte den Weg nach und von der Post so schnell zurückgelegt, daß es ihm unmöglich dünkte, Burkhardt könne während dieser Zeit auf das Schiff zurückgekehrt sein, sich umgekleidet und toupiert haben. Es waren Suppe und Fisch aufgetragen worden, die Herrschaften mußten also wenigstens schon zwanzig Minuten bei Tische sitzen.

Aber wer war der Fremde gewesen, dem er das Telegramm gezeigt hatte? Das Aussehen, die Stimme waren ganz die des Herrn Burkhardt gewesen. Er glaubte nicht, daß es einer von den drei Amerikanern gewesen sei, die er zu überwachen hatte. Dann wäre seine Vermutung bezüglich des Verfolgers unrichtig gewesen, und er wußte wahrhaftig nicht, wen sonst seine unscheinbare Erscheinung eines Raubanfalles wert erschienen sein sollte.

Aber er hatte dem Manne auf dem Kai nun einmal die Depesche gezeigt, gegen das ausdrückliche Verbot der Frau Burkhardt. Er tat also jedenfalls besser daran, den Vorfall zu verschweigen.

Während er die benutzten Teller abtrug, beobachtete er verstohlen Burkhardt.

„Allzu fröhlich sieht er nicht aus," murmelte er dann im Selbstgespräch vor sich hin. „Ich glaube wirklich, sie war besser daran, als sie noch bei Bernardi im Vorzimmer saß und mit mir über Großmutter und — und Schwester Helene sprach."

Dann aber mußten ihm andere Gedanken gekommen sein. Denn nachdem er eine Weile düster vor sich hin geblickt hatte, wiederholte er den letzten Namen noch einmal:

„Arme — arme Schwester Helene!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Aberglaube blüht üppig weiter. Was auf diesem Gebiet möglich ist, ergab sich wieder aus einer Berliner Gerichtsverhandlung gegen eine 73 jährige Wahrsagerin. Sie ließ Reklamezettel verteilen, deren Inhalt sie als „Seherin" ersten Ranges erscheinen lassen sollte. Wie in dem Prozeß zur Sprache kam, war der Verfasser der wegen — Blödsinns entmündigte Sohn der Angeklagten. Die Zettel erfüllten ihren Zweck nur zu gut. Die Angeklagte behauptete, an ihre „Kunst" zu glauben. Zahlreich seien die Fälle, in denen sie richtig „geweissagt" habe. Selbst vornehme Leute und Damen aus dem königlichen Schlosse seien mit ihr und ihren „Leistungen" zufrieden gewesen. Tatsächlich traten einige Zeugen zugunsten der Angeklagten auf. Das hinderte den Gerichtshof aber nicht, auf 6 Monate Gefängnis zu erkennen.

MAGGI's WÜRZE
mit dem Kreuzstern
leistet im Sommer, wenn die Hausfrau gern kurze Küche macht, unschätzbare Dienst.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak** I **Tabakspfeife umsonst** zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kostet franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

Sensen,
Sensenbäume, Stahl und Holz
Sensenblätter, beste Qualität
empfiehlt
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Lehrfabrik

Getragene
Herren- u. Damen-Kleidungsstücke
kauft zu den höchsten Preisen
E. Stör, Witten, Wiesenstr. 40.
Postkarte genügt.

PIANOS

modernen Stils, Fisgel und Pianinos in vollkommener Ausführung, neu und gebraucht, sowie Harmoniums u. Klavierspielapparate in reicher Auswahl empfiehlt

Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrikant.
Alleinvertrieb der Klavierspielapparate Pianola und Aeriola.

Barmen
Neuerweg 40
Filialen in Köln und Düsseldorf.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

1 schönes, sehr gut erhaltenes **Pianino** habe zu M. 300.— mit Garantie zu verkaufen.
E. Hilger, Essen, Grabenstraße 109, Nähe Viehhofplatz

Tel.-Adr. **Blumenschmidt, Erfurt** Tel.-Adr.
:: Kunst- und Handels-Gärtnerei ::
Samenhandlung
Thüringens grösste Rosen- und Obstbaumschulen
Gartengeräte ● Blumenzwiebelversand ● Gartenbauliteratur
Spezialgeschäft für Blumenbindereiarbeiten für Freud u. Leid, von einfachster, bis zu hervorragend künstlerischer Ausführung.
Geschmackvolle Zusammenstellungen aus künstl. Blumen, Blättern und Früchten, Arrangements zu Zimmerschmuck und Geschenken.
Naturgetreu präparierte Palmen.
Ball-, Kotillon- und Scherzartikel.
Reichillustrierte Preisbücher aller Abteilungen auf Wunsch kostenlos.
Im August beste Pflanzeit für Erdbeeren.
J.G. Schmidt, Hoflieferant **Erfurt.**

3 bis 5 Mark täglicher Verdienst!



Gesucht sofort
an allen Orten arbeitsame Personen zur Uebernahme einer **Strumpf- u. Trikotagenstrickerei.** Dauernde leichte Hausarbeit. Hoher ständiger Verdienst 3—5 Mk. täglich. Anlernung einfach und kostenlos. Vorkenntnisse nicht erforderlich. **Garantierte Arbeitslieferung.** Prospekte u. glänzende Zeugn. kostenlos
Neher u. Fohlen, Trikotagen u. Strumpf-Fabrik, St. Johann-Saarbrücken A 89.

VII. Westfälischer Zuchtviehmarkt
für Rindvieh und Schweine
am 26. und 27. September 1907
zu **Hamm** auf dem **grossen Exerzierplatz.**
Beginn am 26. September, nachmittags 3 Uhr. Die auszustellenden Tiere sind bis zum **1. September** bei der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer anzumelden, von welcher ein Katalog vom 20. September an, gegen Einsendung von 30 Pfg., bezogen werden kann.
Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen in Münster i. W.

Gräfl. v. Schweinitz'sche Weingutsverwaltung
seither Gräfl. v. Baudissin'sche Verwaltung **Nierstein a. Rh.** Nr. 961.
bringt zum Versand
ihre hervorragend preiswerte Marke:
Niersteiner Domthal
Probekiste von 12 Fl. M. 15.—
frachtfrei jeder deutschen Eisenbahn-Station geg. Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. **Im Fasse von 30 Liter an bezogen p. Liter M. 1.—.** Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers. Bessere Weine und Auslesen auf Verlangen. An gut empfohlene Herren sind Vertretungen zum Verkaufe unserer Weine zu vergeben.

Ausnahme-Offerte! Nur gültig dem unsere Waren noch nicht bekannt sind, senden wir ein Probestück **Rasiermesser** Nummer 50 mit Etui (5 Jahre Garantie) zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, per Mark 1.00 für Porto, Packung 2c. einsendet. (Nachnahme 20 Pfennig mehr.) Reeller Wert doppelt.

Mehr wie ein Stück geben wir für diesen Preis nicht ab.



Pracht-Katalog
erhält jeder gratis und franko ohne Kaufzwang. Derselbe enthält große Auswahl in Rasiermessern, Rasierbestecken, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheren, Reben- oder Gartenscheren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuß- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten, Schmuck- und Haushaltungs-Artikeln, Kinderspielwaren und Christbaumschmuck 2c. 2c.
Gebrüder Bell, Gräfrath 233 **bei Solingen** Stahlwarenfabrik Gegründet 1876.

Gustav Dehne,
Bochum,
Alter Markt. Ecke Obere Marktstr.
für
Billigste Bezugsquelle
Wiederverkäufer
in
Kurzwaren,
Strumpfwaren,
Trikotagen, Wollgarnen,
Galanteriewaren.

Für unsere neue **Giesserei** suchen wir noch
50 Former und Kernmacher
gegen **guten Lohn.**
Babcockwerke Oberhausen-Rhld.

Was essen wir?
Mehlspeisen, Kuchen, Puddings sind in heisser Jahreszeit beliebteste und bekömmlichste Speisen, wenn
Reeses 5 Pfg.-Backpulver
Reeses Sparpuddingpulver
Reeses Vanillinzucker verwendet werden.
Reeses Salicyl schützt eingemachte Früchte vor dem Verderben.
Reese G. m. b. H., **Hameln.**

Königlich Vereinigte Maschinenbauschulen zu Dortmund.
Am **21. Oktober 1907** beginnen die neuen Lehrkurse
Abteilung I. **Königliche Höhere Maschinenbauschule** für Maschinen- und Elektrotechniker. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 150 Mark.
Abteilung II: **Königliche Maschinenbauschule** für Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede und ähnliche Gewerbetreibende. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 60 Mark.
Abteilung III: **Abend- und Sonntagsschule** mit Fachunterricht. Für die theoretische Ausbildung der Gehilfen und Lehrlinge. Unterricht an vier Abenden der Woche von 8—9¾ Uhr und am Sonntagmorgen.
Die beiden ersten Abteilungen gehören zu den technischen Schulen, deren **Reifezeugnisse** bei der Bewerbung um technische Beamtenstellen im Staatsdienst von den staatlichen Behörden als Nachweis einer ausreichenden Fachbildung angesehen werden.
Programme mit Aufnahmebedingungen und Berechtigungen der Anstalt kostenfrei durch
Die Direktion.

KAUFEN SIE NUR
SODEX
STATT SODA

Achtung, Mütter!
Kein Kindergeschrei und Nachtstörungen mehr!
Ganz neu und äusserst praktisch!
Durch den **Kinder-Milchflaschenwärmer-Apparat** mit **Nachtlampe** (patentamtlich geschützt), wird die **Milch in der Flasche in 1 Minute gewärmt.** Stets warme Milch vorrätig, bei **Tag** oder **Nacht,** sowie **auf der Reise.** Der Apparat kann überallhin bequem mitgeführt werden. Kompletter Apparat **Mk. 3.20** bei Voreinsendung, gegen Nachnahme **Mk. 3.45.**
Friedrich Schulte, auf dem Schnee, bei Herdecke.



Die erste Fabrik Deutschlands in **Cocusnussbutter**
sucht für den lokalen Vertrieb ihres Fabrikats **Alleinhändler.**
Offerten mit Referenzen und ausführlicher Auskunft unter **L. 9818** an **Heinr. Eisler, Hamburg** erbeten.
Nur wirklich erstklassige kapitalkräftige Firmen wollen sich melden.

Vertreter der Pastor Felkeschen Heilweise
ist **jeden Montag** von 9—12 u. von 2—4 Uhr im Restaurant **„Zum Lindenhof"**, Heggerstraße 13, zu sprechen.

Zithermusikalien.
Tonger's Taschen-Musik-Album Bd. 46.
Volkslieder-Album für Zither.
100 der **beliebtesten** Volkslieder für eine **Mittelstimme** mit **leichter** Zitherbegleitung, oder für Zither **allein** ausführbar, bearbeitet von
Georg Keller.
Nr. 1-100 in einem Band, schön und stark kartoniert, Mk. 1.—.
Vorrätig in allen Musikalienhandlungen, sonst direkt vom Verleger, franko gegen vorherige Einsendung von Mk. 1.—.
P. J. Tonger, Köln a. Rh.

Neue Prachtkinderwagen
Puppenwagen, Reisekörbe Sportwagen. Ob Nachn. 10% Rabatt oder Theilzahlung schreib bittedie Kinderwagenfabrik **Julius Tretbar, Grimma** 910

I. und II. Hypotheken
sowie
Darlehen
werden schnell u. prompt besorgt
Frau **Rich. Thielmann**
Dortmund, Münsterstr. 69.

Flechten
näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füsse
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein.
Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla.
Fälschungen weise man zurück.
Zu haben in den meisten Apotheken.

Die
Preußische Central-Bodenkredit-A.-G. in Berlin
gewährt erstst.
Hypotheken
auf ländl. Besitzungen durch
G Pausch in Hiddinghausen.

Rosfläuse
mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 76198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**
In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hanne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Von der Reise zurück.
Dr. med. Marx,
Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten,
Witten.
Fernsprecher 764.

Hamburger Kaffee.
Fabrikat täglich frisch geröstet kräftig u schön schmeckend, versend. in Postkolli v. 9 Pfd. netto an, à Pfd. 60 Pfg. frko. u. zollfrei g. Nachn. **Ferd. Rahmstorf, Ottensen-Hamburg.**

Fahnen
Reinecke, Hannover

Ein noch fast neuer 2pferdiger
Göpel
hat wegen elektr. Anlage billig abzugeben
Heinr. Reuter b. Nierenhof

Laufbursche
auf bald gesucht. Zu melden beim Bruchmeister **Schäfer,** Schee.

Tüchtig. Feuerschmied
bei hohem Lohn für dauernde Arbeit gesucht.
Ludw. Kathe & Sohn,
Wagenfabrik, Halle a./S.

Tüchtige
Ausschachter
gesucht von
Polier **Steinmüller,**
auf Zeche „ver. Dahlhauser Tiefbau in Dahlhausen-Ruhr."

Wir suchen zum sofortigen Eintritt einen tüchtigen
Sattler
für unsere Werkstatt. Für einen verheirateten Sattler ist Wohnung vorhanden.
Dr. C. Otto & Comp.,
G. m. b. H.,
Fabrik feuerfester Steine,
Dahlhausen-R.

Hau und kein Ende.

(Nachdruck verboten.)

Die starke Erregung, die der Schwurgerichtsprozeß gegen den Rechtsanwalt Hau, der wegen Ermordung seiner Schwiegermutter, der verwitweten Frau Medizinalrat Molitor, zum Tode verurteilt wurde, in allen Schichten des deutschen Volkes und selbst im Auslande erweckte, will und kann sich nicht beruhigen. Es geht hier ähnlich wie im Falle des Tischlermeisters Ziehten, der gleichfalls auf Grund eines Indizienbeweises wegen Mordes zum Tode verurteilt, jedoch nicht hingerichtet wurde, und nun schon seit Jahrzehnten im Gefängnisse sitzt. Auch Ziethen beteuert seine Unschuld, und im Interesse der Wiederaufnahme des Verfahrens zu seinen Gunsten sind schon zahlreiche, allerdings stets vergebliche Schritte unternommen worden. Es ist ein ehrendes Zeichen für das ausgeprägte Gerechtigkeitsgefühl unsres deutschen Volkes, daß dieses sich bei einer Verurteilung, besonders einer solchen zum Tode, nicht beruhigen kann, so lange es nicht den unumstößlichen Beweis von der Schuld des Verurteilten in Händen hält. Und solch ein unumstößlicher Beweis ist im Falle Hau ja allerdings nicht erbracht worden. Der Verurteilte leugnet entschieden, die Tat begangen zu haben; die Anklagebehörde aber hat keinen Zeugen gefunden, der unter seinem Eide auszusagen vermocht hätte, Hau habe den verhängnisvollen Schuß gegen seine Schwiegermutter abgefeuert. Andrerseits sind die Verdachtsmomente gegen Hau ebenso schwerwiegend wie zahlreich. Nach dem, was man aus dem Prozeß gehört hat, kann gar kein anderer der Täter gewesen sein, als eben der Verurteilte; auf Grund des vorhandenen Materials mußte jeder objektiv Urteilende zu dem Spruch auf schuldig gelangen, zu dem die Karlsruher Geschworenen ja auch nahezu einstimmig gelangten. Die nachträglichen Prüfungen u. Bekundigungen haben trotz aller Sensation, die sie erregten, auch keine neue Tatsache gebracht, auf Grund deren der Spruch der Geschworenen als ein irrtümlicher bezeichnet werden müßte. Selbst die Verteidiger des Verurteilten, zu dem Rechtsanwalt Dietz ist noch der Rechtsanwalt Dr. Oppenheim getreten, haben aus den nachträglichen Untersuchungen und Aussagen noch keine neuen Tatsachen zu konstruieren vermocht. Die Revisionsschrift des Rechtsanwalts Dietz stützt sich lediglich auf einige Formenfehler, die in dem ersten Verfahren gemacht worden sind. Das Tatsächliche vorzubringen, hat ja allerdings auch Zeit bis zur zweiten Verhandlung. Ob diese erfolgt, hat das Reichsgericht zu entscheiden, vor dessen Beschlußfassung möglicher Weise auch die gegen Fräulein Olga Molitor erhobenen Beschuldigungen nach der einen oder anderen Seite hin schon ein greifbares Resultat gezeitigt haben. Manches ist noch dunkel, und die öffentliche Meinung wird nicht ruhen, bis volle Klarheit gewonnen ist.

Ein Gang durch das zerstörte Casablanca.

(Nachdruck verboten.)

Von der Verwüstung Casablancas und dem furchtbaren Blutbad, das sowohl durch die Geschosse der Franzosen als durch die Blutgier der plündernden Araber angerichtet wurde, gibt der bekannte englische Korrespondent Charles E. Hands eine erschütternde Schilderung. „Ich durchwanderte heute am Samstag die Stadt und die Umgebung. Selbst San Francisco nach dem Erdbeben bot nicht ein solches Bild des Schreckens; denn dort war bei der Vernichtung allen Eigentumes doch nicht jener furchtbare Eindruck von menschlichen Leiden, Armut, Tod und Mord vorherrschend, wie in dieser unglücklichen maurischen Stadt. Mich begleitete ein französischer Marineoffizier, der während des großen Ausbruches des Mont Pelee in Martinique gewesen war. Auch er mußte gestehen, daß Casablanca unendlich gräßlicher gewesen. Mit Ausnahme des kleinen Distriktes, der innerhalb der Schutzzone der kämpfenden Konsulate lag, ist die Stadt zwar nicht völlig zerstört, aber ausgeplündert, ausgeraubt und ausgemordet. Keine Wut entfesselter Elemente, keine Explosion, kein Lawaausbruch, kein Erdbeben kann solche Verheerung anrichten, wie hier die Menschen. Denn während die Geschosse der Schiffe auf die Stadt niederhagelten, plünderte Raubgesindel die wehrlose Bevölkerung, und die wilden Araber mordeten und raubten, was ihnen in den Weg kam. Voll Entsetzen floh die Menge vor den einschlagenden Granaten, aber die in die Stadt eindringenden Araber setzten der Flucht eine unüberwindliche Schranke. Wieder zurück eilte die fassungslose Menge und geriet dann in das Feuerbereich der spanischen Freiwilligen. Wieder fortstürzend wurden sie von anderen Flüchtigen bedrängt, stürzten und wurden von der Masse totgetreten. In der ganzen Stadt bin ich umhergegangen, aber außerhalb der von den schwachen, am Montag gelandeten Truppen beschützten Teile fand ich kein einziges Haus, keinen Laden, keine Wohnung, weder bei Mauren noch bei Juden, weder bei Reich noch bei Arm, die nicht völlig verwüstet wären. In Trümmern liegt alles Hausgerät, Töpfe und Teller, Stühle und Spiegel bunt durcheinander. Es scheint, daß bei den Arabern Plünderungslust und Zerstörungswut um den Vorrang stritten. Durch die Häuser wälzten sie sich, alles vernichtend und Beute witternd. Man sieht, wie sie allerlei Gegenstände mitschleppten und sie dann wieder fortwarfen, weil irgend etwas anderes wertvolleres sie anlockte. In mehreren Straßen rieselt das Blut leise dahin, in den Treppenhäusern sieht man es unheimlich herabtröpfeln und Lachen bilden. In den hinteren Stadtteilen haben die französischen Granaten weniger Verheerung angerichtet als die Kugeln der Araber und die Messer der Mörder. In den Körpern, die leblos und blutüberströmt in den Gassen umherliegen, stecken noch die Messer. Mit Aexten sind Schädel zerschmettert worden, pulvergeschwärzte Leichen mit großen runden Schußwunden, an den Rändern verbrannt und versengt, bezeichnen die Arbeit der arabischen Waffen. Viele der Getöteten sind selber Araber, große, sehnige, braune Riesen. Untereinander begannen die Plünderer zu wüten, einer morderte den andern um der reicheren Beute willen, und als die französischen Verstärkungen landeten, entstand unter den Flüchtlingen ein furchtbares Gemetzel, ein jeder stach den Vordermann nieder, um schneller flüchten zu können. Im jüdischen Viertel mußte ich erschütternde Dinge hören. Tausende von Juden waren schon am Morgen ins Land hinaus geflohen. Was für Entbehrungen sie auch erduldet haben, sie sind die Glücklicheren gewesen. Furchtbar wüteten die Räuber unter den Zurückgebliebenen. In einem Hause in der Mellah, dem Judenviertel, wurde eine zahlreiche Familie, einer nach dem andern hingeschlachtet; nur zwei Angehörige blieben am Leben. Araber waren eingedrungen und verlangten zu wissen, wo das Geld verborgen sei. Der alte Jude erklärte, er besäße keines. Das Haus wurde durchstöbert, ein wenig Geld gefunden und dem Alten daraufhin mit einem Torschlüssel der Schädel zerschmettert. Dann packten sie die weinende Frau; sie beteuerte, nicht zu wissen, wo das Geld verborgen sei. Man durchsuchte sie, fand in ihr Kleid eingenäht eine keine Summe Geldes und schlitzte ihr nun den Leib auf. Alle Angehörigen wurden so hingemordet. Nur ein Säugling und ein fünfzehnjähriges Mädchen, das ohnmächtig geworden war, blieben verschont. Ueberall in der Mellah klingt einem das gleiche Jammern entgegen. Schmutzige alte Männer zerreißen ihre langen Gewänder, heulende Weiber mißhandeln verzweifelnd sich selbst und schreien klagend das Weh um die hingemordeten Angehörigen über die Straße. Die meisten Einwohner haben tagelang gehungert; und jetzt erst wagen sie sich aus ihren Schlupfwinkeln, stehlen sich verängstigt im Schatten der Mauern dahin und suchen in den Trümmern verwüsteter Läden nach einigen kümmerlichen Bissen Nahrung. Aber der schrecklichste Anblick erwartet einen am Haupttor der sogenannten neuen Umwallung. Hier sind bereits hohe massive Mauern errichtet, aber Häuser sind noch nicht erstanden. Hierher scheinen die Araber ihre Beute zunächst geschleppt zu haben. Als die Flotte ankam und das schwere Bombardement der äußern Stadt begann, begann eine wilde, zügellose Flucht. Aber der Weg hinaus ins Land führte nur durch ein einziges Tor an der Südseite, und gerade hierhin richtete eines der Schiffe einen furchtbaren Granatregen. Förmlich zu Hügeln häufen sich dhier die Leichen und überall bedecken die weißen Burnusse der Toten den blutgetränkten Boden. Allein an dieser Stelle wurden mehr Menschen getötet, als im ganzen Stadtinnern. Ueber Haufen von Waren, Zucker, Seide, Wolle und Gewändern ausgestreckt liegen hier die Toten mit verzerrten Gesichtern und verglasten Augen. Nicht alle sind als Opfer der Schrapnells am Platze geblieben; eine große Anzahl von ihnen wurden in der Panik totgetreten oder in der wilden Erregung niedergeschlagen. Juden umschleichen geschäftig und schweigsam diese Stätte und durchsuchen die Leichen nach Wertgegenständen. Zwei englische Damen, die arabisch sprechen, haben auf Verlangen der französischen Behörden die Häuser der angesehensten maurischen Familien besucht, um sich nach der Sicherheit der Frauen zu erkundigen. Was sie erfahren haben, ist nicht näher bekannt geworden; aber die vornehmen Marokkanerinnen brachen in Tränen aus, küßten die Füße der Besucherinnen und flehten verzweifelt um Schutz. Die Damen kamen bleich und zitternd von ihrem Gang zurück und wollen die entsetzlichen Geschichten, die sie hören mußten, nicht wiederholen; die zerfetzten, blutigen Ohren, die sie dort sahen, wo die Araber, die Heiligkeit des Frauengemaches schändend, eingedrungen waren, um Schmuck und Wertsachen zu rauben, gehören noch zu den mildesten. In der neuen Umwallung sah ich selbst die Leichen von einer Anzahl junger, schöner, maurischer Frauen umherliegen, die alle durch ein einziges Schrapnell fielen. Es ist nicht möglich, den Wert des zerstörten Eigentums abzuschätzen; zehn Millionen sind eine minimale Schätzung. Sollen alle die zerstörten Häuser wieder aufgerichtet werden, so mögen viele Jahre darüber hingehen, wenn Casablanca überhaupt so wiedererstehe."

Die kostbarste Juwelensammlung der Welt

besitzt die erste Gemahlin Chulalongkorns, die Königin Pongsi von Siam, die augenblicklich in Deutschland weilt, und ihr Gemahl erfüllt eigentlich nur die Pflichten eines guten Ehemannes, wenn er auf seiner Europareise nicht versäumt, für ein paar Millionen kleine Aufmerksamkeiten mit nach Hause zu bringen. Allein auf der Durchreise durch Frankfurt am Main wurden, wie berichtet wird, bei einem Juwelier für 2 Millionen Einkäufe gemacht und nach zuverlässigen Informationen aus dem Gefolge Chulalongkorns sind auf der jetzigen Tournee durch Europa einstweilen neun Millionen für Juwelen ausgegeben worden. Aber im Vergleich zu den Schätzen an Edelsteinen, Schmuckstücken und Edelmetallarbeiten, die im Palast zu Bangkok aufgespeichert liegen, sind diese Einkäufe eigentlich sehr geringfügig. Die Gemächer der Königin z. B. repräsentieren ein Riesenvermögen und sind in ihrem seltsamen Gemisch von europäischem Komfort und barbarischem Reichtum eine Sehenswürdigkeit Asiens. Die Wände des Schlafzimmers sind buchstäblich von kostbaren, in allen Farben schimmernden Edelsteinen völlig verdeckt. Im Winkel eines Gemaches der Königin Pongsi steht ein neuer englischer Kassenschrank, in dem die kostbarsten Schmuckstücke verwahrt liegen, eine märchenhafte Sammlung von Diamanten, Rubinen, Perlen und Smaragden sind da zu Meisterwerken der Goldschmiedekunst verarbeitet, zu Halsbändern, Armspangen, Ringen und Ohrgehängen. Auch die zweite Gemahlin besitzt einen für europäische Verhältnisse fabelhaften Schatz von Kleinodien, wenngleich sie hierin mit der Königin Pongsi nicht rivalisieren kann. Diese Sammlungen werden durch Ankäufe in Europa stetig bereichert. Welche Summen da oft in den winzigsten Gegenständen verborgen liegen, zeigt z. B. ein kleiner Fingerhut, den Chulalongkorn einstmals seiner ersten Gattin als Bibelot schenkte; er ist in Form einer Lotusblüte gearbeitet, jedes Blumenblatt trägt die verschlungenen Initialien Chulalongkorns und der Königin, Diamanten und Perlen umsäumen das zarte Gebilde; 300 000 Mark wurden dafür ausgegeben. Auch Chulalongkorn besitzt eine köstliche Sammlung von Juwelen, aber er sammelt weniger zum persönlichen Gebrauch, als auch Freude an den Schönheiten der Steine. Wie alle asiatischen Herrscher ist er hierin ein Kenner von untrüglicher Sicherheit des Blickes. Unter den Kronschätzen steht wohl der Thron an erster Stelle, aus reinem Gold gearbeitet und über und über mit Diamanten, Rubinen und Perlen besetzt. Auch der Staatsmantel des Königs ist von Juwelen bedeckt und unbestritten das kostbarste Gewand der Welt, während der Thron Chulalongkorns noch von dem des Schahs von Persien übertroffen wird. Der Hofjuwelier liefert durchschnittlich im Jahre für 2½ Millionen Juwelen. Aber das flimmernde Blitzen und Funkeln köstlicher Edelsteine ist nicht die einzige Liebhaberei Chulalongkorns. Seit Jahren widmet er sich einem eingehenden, ernsten Studium der alten und ältesten Literatur Kambodschas und er besitzt eine prachtvolle Sammlung von alten Manuskripten von Palmblättern, die mit dünnen Seidenfäden zusammengeheftet sind. Auch während seiner Europareise versäumt er keine Gelegenheit, um seine Studien auf dem Gebiete der alten Literaturen seines Heimatlandes fortzusetzen. Zwei seiner Se-

Der Gnadenring.

Erzählung aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth von England.

Die Königin Elisabeth von England, die leidenschaftliche Tochter Heinrichs VIII., hat eine ebenso bewegte politische wie Herzensgeschichte, aber während jene im Laufe ihres langen Lebens immer glanzvoller wird, gestaltet sich diese immer trüber. Viele Jahre suchte die stolze Herrscherin Freundschaft bei dem Grafen Leizester. Nach dem Tode des Grafen wandte sie ihre Gunst dessen Stiefsohn, dem 21jährigen Robert Essex, zu, aber auch dieser gab ihr manche Veranlassung zum Aerger, weshalb die Königin, welche den liebenswürdigen Wildfang liebte, ihm sogar bei einer derartigen Veranlassung einstmals eine Ohrfeige verabreichte. Freilich wurde ihm dieselbe bald durch ungemessene Gnadenbezeigungen vergütet. Zugleich reichte ihm die Königin zu völliger Versöhnung einen Ring, mit dem Schwure, daß jede seiner Bitten, was er auch immer fordern möge, erfüllt werden sollte, sobald diese in Gegenwart des Kleinods vorgetragen werde. —

Zwölf Jahre vergingen nun, Elisabeth war alt geworden, Graf Essex sehnte sich nach Befreiung aus den Fesseln der Greisin. Den Quälereien setzte er kecken Trotz entgegen, auch ließ er sich nicht abhalten, einigen Feldzügen beizuwohnen, was ihn zwar in den Augen des Volkes erhob, dagegen von der Königin mit den Vorwürfen gelohnt wurde, daß er öffentlichen Ruhm ihrer Liebe vorziehe. Als sie aber erfuhr, daß Essex sich heimlich vermählt habe, setzte sie ihn deshalb heftig zur Rede, was Essex durch ungestümes Betragen und unbesonnene Aeußerungen, welche die eitle Königin tief verletzten mußten, erwiderte. Und doch vergab sie ihm noch einmal und überhäufte ihn sogar mit neuen Gunstbezeigungen. Als sie ihn jedoch durch eine Botschaft auf einige Zeit aus England entfernte und vielleicht dadurch seiner Frau entfremden wollte, betrachtete er dies als Verbannung, zu der seine Feinde die Königin beredet hätten, und kehrte nach erst halb verrichteter Sache entrüstet nach London zurück. Der Zorn trübte seinen klaren Blick, ein Volksaufstand, den er versuchte, schlug zu seinen Ungunsten um und der von Elisabeth noch immer geliebte Günstling wurde in einen Kerker des Towers gebracht.

Der Prozeß, welchen des Grafen ehemaliger Sekretär, der Staatsanwalt Bacon, führte, endete, da der Angeklagte jede Geltendmachung von mildernden Umständen trotzig verweigerte, mit der Verurteilung zum Tode. Lange zögerte Elisabeth, das Todesurteil zu unterzeichnen. Sie vermeinte, der geliebte Mann werde endlich doch noch ihre Verzeihung erflehen. Es geschah nicht, selbst als sie heimlich ihre vertraute Hofdame, die junge Gräfin Nottingham, zu ihm sandte: Er hätte sich geweigert, Gnade zu suchen, hätte sogar noch jetzt die Königin zu verspotten gewagt. So berichtete die Nottingham. Da erwachte im Herzen der Tochter Heinrichs VIII. der wilde Grimm. Mit fester Hand unterzeichnete sie den Hinrichtungsbefehl und wenige Stunden später erlosch unter dem Henkerbeile das Auge, welches sie so oft das Licht ihrer Seele genannt.

Essex war tot und Elisabeths Ruhe für immer dahin. Man sagt, daß sie das Haupt des Hingerichteten sich bringen ließ und es, in Weingeist gelegt, in ihrem Gemach verwahrte. Sie weinte und rang die Hände in einsamer Kammer und dann verfiel sie wieder in tiefe Schwermut. Vor dem Hofe heuchelte sie Ruhe und Festigkeit. So verfolgte sie fast zwei Jahre lang der heimliche Gram um den geliebten Mann; da brach ihre gewaltige Seelenkraft und sie sank aufs Krankenlager.

Auf dem Fußboden ihres Geheimzimmers hatte man einen Teppich ausbreiten und mit Kissen und Betten belegen müssen; darauf ruhte die Königin. Dies war, nach ihrer Meinung, kein Sterbebett, wie sie es fürchtete. So lag sie lange, oft düster vor sich hinbrütend und zuweilen den Namen des geopferten Lieblings zwischen den bleichen Lippen flüsternd. Dann glühten ihre Augen wieder in unheimlichem Feuer und die Brust hob sich in wilder Angst.

Es war am 23. März 1603, um die Mitternachtsstunde, als die Königin aus einer wirren Vision emporfuhr. Totenstille herrschte im Gemach, die nur das monotone Geräusch des Perpendikels im hölzernen Uhrschrein, als Mahnung des im Sekundenschritt sich nähernden Todes, durchzitterte. Neben dem Lager Elisabeths saß ihre Kammerdame, die Gräfin Nottingham, welche in Tränen zerfloß.

„Weshalb weinst Du, Nottingham?" fragte mit rauher Stimme die Königin. „Ich bin nicht so krank, als man meint! O nein, ich werde wieder zu Kräften kommen — mir ist wohler, als heut am Tage! Laß mich allein — oder nein, bleib hier! Manchmal ist mirs, als sähe ich dort einen Schatten an der Wand — mit einem blutroten Streifen um den Hals. Ich fürchte mich nicht — aber ich — —"

„Majestät," schluchzte die Gräfin, „Gott im Himmel kann über Euch wie über mich jeden Augenblick gebieten, deshalb muß das schreckliche Geheimnis, welches mich martert, von meiner Seele herunter, was auch mein Schicksal sei."

„Was willst Du — ein Geheimnis?" flüsterte die Königin. „Sprich, Nottingham — welch Geheimnis?"

„O, meine Gebieterin — ich bin die Mörderin des

kretäre sind dem König bereits nach Paris vorausgeeilt, um im Manuskriptenkabinett dem königlichen Studenten vorzuarbeiten; denn Chulalongkorn will seinen Aufenthalt in Paris auch dazu benutzen, die dortigen Sammlungen alter siamesischer Manuskripte zu durchforschen.

Lynchjustiz in New-York.

Die frechen Angriffe auf junge Mädchen und Kinder die in der letzten Zeit in New-York vorgekommen sind, haben die Bevölkerung der City von New-York in so große Erregung versetzt, daß sie versuchte, vermeintliche Schuldige zu lynchen. In einem Falle wurde ein Mann, der wahrscheinlich unschuldig war, so mißhandelt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Eine Russe namens Georg Kestner, den man im Verdacht hatte, in ein Haus eingedrungen zu sein, um ein Kind zu stehlen, wurde nur durch den energischen Wiederstand der Polizei gerettet. Die Angreifer, die sich auf ihn stürzten, waren meistens Väter und Mütter. Kestner wurde geschlagen und getreten. Ein einzelner Polizist, der zur Stelle war, konnte nichts ausrichten, obgleich er von seinem Polizeiknüttel Gebrauch machte. Die Menge warf Kestner vor einen Tramwagen, den der Führer jedoch rechtzeitig zum Halten brachte. Kestner wurde darauf wieder vom neuem ergriffen. Man legte einen Strick um seinen Hals schleppte ihn zu einem Laternenpfahl. Polizeiverstärkungen vermochten nur mit äußerster Mühe dem Pöbel sein Opfer zu entreißen. Es bedurfte dazu eines energischen Angriffes, bei dem es viele blutige Köpfe gab. Kestner der vollständig nackt war, wurde in bedenklichem Zustande in ein Hospital gebracht. — Ein unschuldiger Italiener war unvorsichtig genug, wegzulaufen, als sich eine Volksmenge nach einem Angriff auf ein Mädchen sammelte. Er wurde verfolgt, ergriffen und furchtbar mißhandelt. Der Unglückliche erlitt einen Schädelbruch und wird wahrscheinlich sterben. — Die Polizei sah sich genötigt, ihre Revolver zu ziehen, um einen Indier zu retten, der von Tausenden von Menschen verfolgt wurde, weil man gesehen hatte, daß er einem Kinde Geld gab. Ein Italiener, der eine Frau zu berauben versuchte, wurde übel zugerichtet, ehe man ihn retten konnte. Die Lage verschlimmert sich mit jedem Tage. Die Polizei versucht jetzt, durch Geheimpolizisten in Zivilkleidung die Schuldigen abzufassen, die sich an Kindern vergreifen.

Wie das Telephon erfunden wurde —

eigentlich auf Grund einer mangelhaften Kenntnis der Elektrizität —, das erzählt Graham Bell, der den ersten brauchbaren Apparat konstruiert hat, in einem Gespräch. Gerade vor 30 Jahren, 1877, war es, als das Telephon zuerst aus dem Reich der Experimente zur praktischen Verwendbarkeit übertrat; schon 1874 hatte Graham Bell begonnen, sich mit der Uebertragung von Stimmenswingungen auf eine Metallplatte zu beschäftigen. „Unmittelbar vor der Erfindung des Telephons beschäftigte ich mich mit zwei anderen, davon unabhängigen Forschungsproblemen: die eine betraf die Uebertragung von Musiksignalen zu dem Zweck mehrfacher Telegraphie; die anderen Experimente beschäftigten sich mit der monometrischen Kapsel von Koenig und mit dem Phonautographen von Leon Scott, zwei bekannten wissenschaftlichen Apparaten, die in sichtbarer Form die Schwingungen des Sprechens verdeutlichen. Mein Gedanke dabei war, die verschiedenen Vibrationen der einzelnen Vokale und Konsonanten zu studieren, denn ich hoffte, daß es möglich sein würde, taube Kinder an solchen Apparaten zum Ablesen der gesprochenen Worte zu erziehen. Ich benutzte dabei, dem Rat des hervorragenden Bostoner Ohrenarztes Dr. Clarence J. Blake folgend, als Phonautograph auch ein menschliches Ohr, das ich einem Toten entnahm, und erzielte damit auf geschwärztem Glas sehr schöne Spuren der Sprachvibrationen. Die Untersuchungen mit diesem Ohr als Phonautograph brachten mich auf den Gedanken des ersten Telephons. Ich kam auf die Idee, daß wellenförmige Strömungen erzeugt werden könnten durch die Vibrationen eines Apparates, den man vor einem Elektromagneten anbringt, wenn diese Vibrationen den Luftschwingungen bei Lauten entsprechend gemacht werden konnten.“ 1874, während eines Aufenthalts im Hause seines Vaters bei Branford in Ontario, fand Graham Bell dann ein Mittel, Schwingungen eines eisernen Apparates hervorzurufen, indem er ihn an eine gespannte Memoran brachte und ein Jahr später war die theoretische Folgerung in die Wirklichkeit übergeführt. 1876 wurde die Erfindung angenommen und wiederum ein Jahr später bemächtigte sich der Handelsverkehr des neuen Kommunikationsmittels. Im August 1876 wurden die ersten praktischen Versuche auf große Entfernungen unternommen. Zwischen Boston und Cambridge, Massachusets, dann zwischen New York und Boston konnten die ersten Ferngespräche geführt werden; und jetzt konnte Bell bereits auf eine Entfernung von 1500 englischen Meilen, zwischen Washington und Madison, telephonieren. Aber auch heute noch steht, so meint Graham Bell, das Telephon noch in seinen Kinderjahren. Obgleich seit der Erfindung des Fernsprechers bereits ein Menschenalter verflossen, steht das Telephon genau auf der gleichen technischen Stufe, wie damals, als Graham Bell seine Erfindung der Welt übergab. Die angefügten Verbesserungen haben mit dem System an sich nichts zu tun. Graham glaubt an einen Fortschritt in Richtung zunehmender Vereinfachung bezeichnet das drahtlose Telephon als eine Frage weniger Jahre. Und zum Schluß berichtet der Gelehrte die öffentliche Meinung mit einem seltsamen Paradoxon: „Die Leute,“ so sagt Graham Bell, „betrachten mich als einen Elektriker, aber in Wirklichkeit erfand ich das Telephon durch meine elektrotechnische Unwissenheit. Kein Elektriker hätte jemals von den Versuchen geträumt, die ich unternahm. Die Idee, durch die Luftschwingungen der menschlichen Stimme einen elektrischen Strom zu erzielen, wäre jedem praktischen Elektriker lächerlich erschienen. Niemand, der nur halbwegs Elektriker ist, hätte das Telephon erfunden. Dazu gehörte eine erprobte Kenntnis vom Wesen der Laute und vom Sprachmechanismus, und das war mir von klein auf gegeben. Ja, mein Interesse mag ererbt sein, denn mein Vater Alexander Melville Bell war Deklamationslehrer in Edinburgh und beseitigte Sprachfehler. Sein Vater wiederum, mein Großvater, übte in London schon den gleichen Beruf aus.“

Allerlei.

Das fünfhundertjährige Schützenjubiläum in Herzberg an der Elster (Sachsen) erlitt bedeutende Störungindem in Altherzberg fünf Gehöfte niederbrannten. Als Entstehungsursache wird Funkenauswurf aus einem Backofen angegeben.

Schweres Grubenunglück. Auf dem Zirkelschachte bei Kloster Mansfeld in Eisleben riß bei der Einfahrt in den Schacht das Seil. Der Förderkorb stürzte in die Tiefe. Drei Bergleute wurden getötet und drei verletzt.

Ihre diamanten Hochzeit feierte das Bäckermeister Karl Janßensche Ehepaar in Aurich. Die würdigen Alten sind 85 bezw. 84 Jahre alt.

Vom ländlichen Gesinde. Eine Tracht Prügel erhielt ein Erntearbeiter aus dem Bayerischen Wald, der bei einem Bauer in Münchshof bedienstet ist, von seinen Arbeitskollegen in einem Gasthause am Gries; er arbeitete seinen Kollegen zu schnell!

Unverhofft kommt oft. Als in Braunschweig die Uebung der Gesamtfeuerwehr vor dem Herzogregenten und dem König von Siam, kaum begonnen hatte, entstand Feuer in einer Maschienenbauanstalt. Die Wehr mußte also abrücken, konnte den Brand aber bald löschen.

Ein irrsinniger als Vatermörder. In Oberhausen bei Weilheim in Oberbayern hat der geistesschwache 37jährige Bauernsohn Schäffhold seinen bejahrten Vater ohne jeden Anlaß mit einer Flinte totgeschossen und dann auch seine anderen Angehörigen mit Erschießen bedroht als sie ihn zur Rede stellten. Zuvor hatte er schon den Gutsbesitzer Maurer im nahen Siglhof durch vier Revolverschüsse, von denen drei trafen, tödlich verletzt.

Ein Schmugglerstreik! ist an der deutsch-russischen Grenze ausgebrochen. Die Schmuggler fordern eine Erhöhung des Schmuggellohnes um 20 vom Hundert. Die Hauptrolle im Schmugglergewerbe, so wird der Vossischen Zeitung geschrieben, spielen die Frauen. Sie passieren täglich zwei oder dreimal, mit einem Ehrenpaß versehen, beinahe im Neglige die Grenze und kommen mit den nächsten Zügen elegant gekleidet zurück. Meistens werden auf diese Weise die Unterröcke geschmuggelt. Die Schmugglerinnen werden jedoch von den Unternehmern ausgebeutet, denn sie verdienen täglich kaum 80 bis 90 Kopeken.

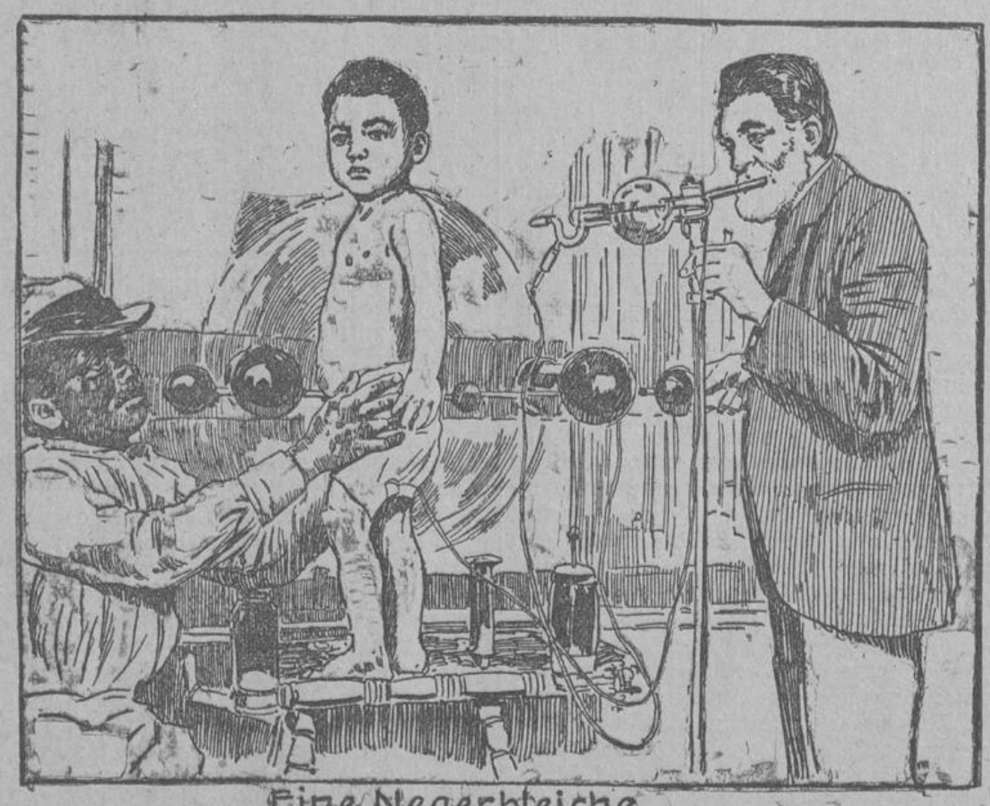
Die Japaner und Napoleon. In Paris ist eine Schar japanischer Kaufleute eingetroffen, die eifrig alle Kunsthandlungen und Antiquitätenläden durchstöbern bis in die entlegensten Gassen ihre Streifzüge ausdehnen, nur um alte Napoleonsstatuetten zu erhandeln oder alte Kupferstiche, die den großen Korsen darstellen. Denn das Erobervolk des fernen Ostens blickt mit Bewunderung und mit besonderer Vorliebe auf den großen französischen Eroberer, und man sagt nicht zu viel, wenn man von einem leidenschaftlichen Napoleonkultus der Japaner spricht. Einem Japanischen Offizier kann man kaum eine größere Freude machen, als wenn man ihm einen Stich Napoleons verschafft; Admiral Togo besitzt eine ganze Sammlung von Napoleonsstatuetten, die ihm faßt alle nach dem Kriege als Geschenk überreicht worden waren.

Die Gefahren der Eisenbahn. Auf der Bahnlinie Oran im Französisch-Nordafrika rannten mehrere Güterwagen einen Abhang herab und stießen mit einer Schnelligkeit von 100 Km. auf einen Güterzug. Es sollen zahlreiche Tote und Verwundete zu beklagen sein. — Aus Angers in Südfrankreich, wo ein Zug auf einer Brücke entgleiste und nach Durchbruch der Mauer mit Lokomotive und einem Personenwagen ins Wasser stürzte, wird berichtet: Es scheint festzustehen, daß das Unglück durch die Lageänderung einer Schiene infolge der Hitze verursacht wurde. Die Zahl der Toten wird jetzt auf 24 angegeben. 6 Leichen konnten noch nicht gefunden werden.

Roosevelt und die deutschen Veteranen. Während der Tagung der deutschen Armee-Veteranen Vereinigung in Detrail in Nordamerika antwortete Präsident Roosevelt auf ein Begrüßungstelegramm u. a. „Ich wünsche allen Mitgliedern meine besten Grüße und meine vollste Billigung zu der wunderbaren Art auszusprechen, in der sie ihr amerikanisches Bürgertum bestätigen“ Kaiser Wilhelm ließ gleichfalls danken.

In der Hölle. „ Sind Sie der Ansicht, daß die Leute in einer anderen Welt denselben Beschäftigungen nachgehen werden wie in dieser?“ — „Der Kohlen mann wohl aber der Eismann wird nichts zu tun haben.“

Mißtrauisch. Bauer, (vor einer Jahrmarktbude): „Siehgst, Alte, dos da san d' Menschenfresser, da gehn mir eini.“ Bäuerin: „Was, Lump, alter, Du willst mi' los hab'n?“



Eine Negerbleiche

Die traurige Lage, in der sich die Schwarzen in Amerika größtenteils befinden, und die offenbare Mißachtung, welche ihnen von Seiten ihrer weißen Mitbürger entgegengebracht wird, hat in Amerika eine ganze Industrie zutage gefördert, die sich damit beschäftigt, Versuche zur Weißfärbung der Neger anzustellen. Da es unter den Negern als das höchste Interesse gilt, den Weißen in der Nachahmung ihres Tun und Lassens möglichst nahe zu kommen, ist bekannt und hat namentlich den Witzblättern schon oft genügenden Stoff der Unterhaltung gegeben. Jetzt aber, wo ihnen von mehr oder minder dazu befähigter Seite die Aussicht geboten wird, ihre schwarze Hautfarbe gegen eine hellere einzutauschen, sind sie ganz aus dem Häuschen und Wunderdoktoren, die sich die brennende Eitelkeit der „Nigger“ zu Nutze machen, können die zehn Dollarscheine immer in ganzen Stößen zu ihrer Bank schaffen. Jetzt hat sich in Philadelphia ein neuer Doktor eingefunden, der unter Zuhülfenahme des elektrischen Stromes gewisse Einspritzungen unter die Haut macht und behauptet, daß davon allmählich die Haut bleichen soll. Da die Versuche bisher erst kurzte Zeit fortgesetzt worden sind, so läßt sich noch nicht recht darüber etwas sagen, ob sie von ganzem oder teilweisen Erfolg gewesen sind. Unseres Erachtens dürfte ein Erfolg ziemlich ausgeschlossen sein, denn die Natur, die sich bisher in der Gestaltung der Hautfarbe nicht hat ins Handwerk fuschen lassen, wird sich wohl auch nicht durch einen amerikanischen Doktor in irgend einer Weise beeinflussen lassen.

Grafen Essex!“ jammerte die Gräfin, das Antlitz schluchzend in ihren Händen verbergend.

„Essex — Essex!“ stammelte die Königin, und aus den erlöschenden Augen zuckte ein Blitz.

„Ihr befahlt mir, den Unglücklichen im Kerker des Towers aufzusuchen,“ fuhr die Gräfin fort, „ihn zu veranlassen, daß er die königliche Gnade nachsuche — und er hats getan! Er gab mir diesen Ring — für Euch, und hat mir dessen Bedeutung und seine Hoffnung darauf nicht verschwiegen!“

Der Königin starres Auge haftete auf dem Munde der Sprecherin.

„Ich liebte ihn,“ klagte die Gräfin, „liebte ihn mit wahnsinniger Zärtlichkeit, und er — spottete meiner und verschmähte mich. Jetzt hatte ich die Rache in meiner Hand. Er gab mir den Ring, damit ich ihn der Königin vorzeigen und sie an die Stunde erinnern möge, wo seiner Gebieterin Huld ihm denselben verlieh. Ich sollte für ihn um Gnade bitten. Aber, noch immer racheglühend ob der erlittenen Verachtung, behielt ich den Ring, betrog ich Ew. Majestät durch falschen Bericht, und der Verurteilte mußte sterben!“

Ein leiser Weheruf entfloh Elisabets Lippen und ohnmächtig schloß sie die Augen. Ihr Herz war gebrochen. — —

Noch einmal aber raffte sich die grimmige, stolze Natur Heinrichs VIII. in seiner Erbin auf, diesmal um den Kampf mit dem Tode zu beginnen, welcher felsenhart und unversöhnlich war, wie sie selbst. Die Entdeckung, daß ihr Liebling, der letzte erwärmende Sonnenschein ihres Lebens, durch eine Intrigue dem Henker überantwortet wurde, wirkte vernichtend auf sie, der bittere Schmerz lähmte ihre Spannkraft für immer — nach einer Stunde vergeblichen Kampfes drückte die Gräfin Salisburn der Dahingeschiedenen die Augen zu.

Frauen-Heim
Freundlichkeit | eine weite Strecke fliegt und wieder gehorsam zurückkehrt.
findet“ spricht er laut, „so möge er die

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 33.

Das Bild der Veronika Beroldingen.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Schluß) (Nachdruck verboten.)

„Aber ich kann es dir nicht geben, Herta — — ich würde ihm für einen Feigling gelten — — Darauf aber, daß ihm in dem Zweikampf nichts geschehen würde, kann ich dir mein Wort geben."

„Und du meinst, daß ich mich damit zufriedengeben soll? — Wenn er dir ein Leid täte — auch dann wäre mein Leben vernichtet. Du hast dich angeklagt, daß du mit meinem Lebensglück gespielt hättest — und du willst nun viel Aergeres tun? — Denkst du denn nicht an die, die du liebst — und — und die dich liebt, Walter? — Ja, sie liebt dich; und weder du noch sie kann wissen, ob das traurige Geschick, vor dem ihr zittert, nicht doch noch abwendbar ist. Wenn ihr das Augenlicht erhalten bleibt — wird sie dich dann nicht anklagen um der Leichtfertigkeit willen, mit der du dein Leben fortwerfen willst? — Wer gibt dir das Recht, jetzt schon an der Güte des Himmels zu verzweifeln? — Kannst du dich so wenig gedulden — und meinst doch, das Mädchen wahrhaft zu lieben?"

Da schluchzte er laut auf und warf sich vor ihr in die Knie, ihre Hände mit Küssen bedeckend.

„Ich will vollbringen, was du verlangst — alles — alles! — Und der Himmel möge dir vergelten, was du Herrliche an mir getan hast!" — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als Herta in ihr Hotel zurückgekehrt war, fühlte sie doch, wie die Aufregungen des Vormittags sie angegriffen hatten. Sie war entschlossen, Wiesbaden noch mit dem Mittagszuge zu verlassen; aber nachdem sie ihre Sachen gepackt hatte, mußte sie sich zur Ruhe legen, so müde und elend fühlte sie sich.

Eine Stunde etwa mochte sie geruht haben, als an die Tür ihres Zimmers gepocht wurde und das Stubenmädchen ihr mitteilte, Herr Wyckhoff ließe um eine kurze Unterredung bitten.

Gleich darauf betrat Herbert, wie es schien in großer Erregung, das Zimmer. Er begrüßte seine Cousine hastig und sagte dann, auf ein Briefblatt in seiner Hand deutend:

„Ich habe soeben ein Schreiben von Walter Harling erhalten. Sein Inhalt ist recht befremdlicher Natur — und ich habe ihn mir nach reiflichem Ueberlegen nicht anders erklären können, als daß er auf eine Einwirkung von deiner Seite zurückzuführen ist."

Herta blieb ganz ruhig. Sie wußte ja, um was es sich handelte, und das Bewußtsein, daß Walter sein Wort gehalten hatte, erfüllte sie mit Freude und Genugtuung. Trotzdem erwiderte sie:

„Ich kann dir darauf nicht antworten, ehe ich nicht weiß, um was es sich handelt."

Herbert zögerte einen Augenblick; dann erwiderte er:

„Ich bin überzeugt, daß du von allem unterrichtet bist — von dem, was zwischen Harling und mir vorlag. Und sicherlich hast du dich eingemischt. Warum hast du das getan?"

Da kam ein weiches Leuchten in ihre Augen, und ein Lächeln war um ihren Mund, als sie leise sagte:

„Warum? — Weil ich es nicht ertragen hätte, wenn dir ein Leid geschehen wäre — weil ich daran zugrunde gegangen wäre."

„Herta!" In dem Aufschrei offenbarte sich, was er so lange hatte niederhalten müssen — seine große, selbstlose Liebe. „Herta — nicht um seinetwillen hast du es getan — ich flehe dich an, sag' mir die Wahrheit, Herta —".

„Nein, Herbert — ich habe es tun müssen, weil — weil ich dich liebe."

Da jauchzte er auf in überschwenglichem Glücksjubel, und er zog sie an seine Brust, um ihr schönes Gesicht mit Küssen zu bedecken.

„Nein — nein! — Nun lasse ich dich nicht mehr — und wenn die ganze Welt aufstünde, dich mir zu rauben!"

11.

In der nächstjährigen großen Berliner Gemälde-Ausstellung erregte ein Damenporträt die Aufmerksamkeit des Publikums, dessen außerordentliche malerische Vorzüge auch von der Kritik rückhaltlos anerkannt wurden. Was den Beschauer vor allem daran fesseln mußte, war der Blick der herrlichen Augen, der ein reiches und schönes Seelenleben zu offenbaren schien. Der Name des jungen Künstlers, der mit dieser Schöpfung in die Reihe der vornehmsten Meister der Farbe eingetreten war, war der großen Masse bis dahin ziemlich fremd gewesen — er lautete Walter Harling, und das Gemälde war im Ausstellungs-Katalog als „Porträt meiner Frau" bezeichnet.

In dem Saal, darin das Bild seinen Platz gefunden hatte, sahen sich Herbert Wyckhoff und Walter Harling eines Tages wieder. Aber der Maler war nicht allein. An seinem Arm führte er eine junge Frau, in der man unschwer das Original jenes vielbewunderten Porträts erkennen konnte; und ihm wie ihr leuchtete das Glück in herzerfreuender Weise aus den Augen.

Die taktvolle Haltung Herberts half dem jungen Maler, seine anfängliche Verlegenheit rasch zu überwinden. Auch an Herberts Hand glänzte ja ein Goldreif — und es bedurfte keines besonderen Scharfblicks, um erkennen zu können, daß der junge Gutsherr von Niederhof in seiner

---

findet," spricht er laut, „so möge er die Freundlichkeit haben, dreimal zu klopfen."

Ein deutliches dreimaliges Klopfen ließ sich in der Richtung des Sekretärs hören.

„Ist es der Geist meiner Schwester?"

Keine Antwort.

„Ist es der Geist meiner Schwiegermutter?"

Dreimaliges heftiges Klopfen.

„Bist du glücklich?"

Neunmaliges Klopfen.

„Brauchst du etwas?"

Wiederholtes starkes Klopfen.

„Willst du mir irgend etwas mitteilen, wenn ich aufstehe?"

Keine Antwort.

„Werde ich morgen von dir hören?"

Dreimaliges lautes Klopfen in der Richtung der Tür.

„Werde ich dich jemals sehen?"

Keine Antwort. Er wartet geraume Zeit, aber als nichts weiter erfolgt, dreht er sich nach der Wand und schläft wieder ein.

Wie er am nächsten Morgen erwacht, findet er, daß der Geist seiner Schwiegermutter seine goldene Uhr mit Kette, seine Börse, seinen Ueberzieher und seine Beinkleider mitgenommen hat.



Eine vierhundertjährige Schildkröte. Der Veteran des Londoner „Zoo" starb Anfang 1906, eine Elefantenschildkröte, die etwa zu der Zeit, als die Galapagos-Inseln von den Spaniern entdeckt worden, dort das Licht der Welt erblickt hatte. In seinen besten Tagen fraß das Tier so viel Grünfutter, wie etwa eine Kuh durchschnittlich bekommt. Auf der Schale war das Alter des Tieres mit 350 Jahren angegeben; aber man nahm an, daß es noch 50 Jahre älter war.



Vom Bumerang-Schleudern. Obwohl man die Eingeborenen Australiens nicht gerade unter die kultivierten und geistig hervorragenden Völker rechnen kann, so haben sie doch eine Erfindung gemacht, in der sie alle zivilisierten Nationen übertreffen. Sie besteht in ihrer eigenartigen Nationalwaffe, dem Bumerang. In einem Artikel des „Strand Magazine" möchte ihnen Charles Ray deswegen sogar eine große Bedeutung zusprechen. Nun ist aber der Gebrauch des Bumerang durchaus nicht nur auf die australischen Inseln beschränkt; er hat sich vielmehr in fast allen Teilen der Welt gefunden, und seine Spuren führen bis in eine Jahrtausende alte Vergangenheit zurück. Im Britischen Museum wird ein alter ägyptischer Bumerang bewahrt, der sich von dem der modernen Australier nicht allzusehr unterscheidet und, von einer geschickten Hand geschleudert, eine weite Strecke fliegt und wieder gehorsam zurückkehrt. Er hat einen weniger scharfen Winkel wie die heut üblichen Bumerangs und ähnelt den von den Indianern Amerikas gebrauchten derartigen Waffen. Bumerangs, die man in Afrika gefunden hat, haben eine in einem scharfen Winkel verlaufende Form, während die australischen Wurfhölzer sich mehr einer sichelförmigen Rundung nähern. Da, wo das Holz gebogen ist, ist die Waffe am breitesten, und sie wird nach den Enden zu schmaler. Die Oberfläche weist verschiedene Unebenheiten und Erhöhungen auf, die beim Fluge das Gleichgewicht herstellen sollen. Die Größe ist sehr verschieden und geht von 15 Zoll bis zu 3,5 Fuß. Die Australier halten sich bei der Verfertigung ihrer Waffen an die natürliche Beschaffenheit des Holzes, das sie verwenden, und richten die Kurven und Buckelungen danach ein. Beim Wurf wird die Waffe mit der konvexen Seite nach dem Boden zu gehalten; sich zurücklehnend, schwingt sie der Wilde über der Schulter und schleudert sie dann mit aller Gewalt fort. Der Bumerang kann dabei entweder in einem Winkel von 30 bis 45 Grad schräg aufwärts geworfen werden, dann steigt er, in der Luft Kreise schlagend, schräg empor, kehrt in einer bestimmten Höhe plötzlich um und kommt, wenn er sein Ziel nicht getroffen hat, wieder zu seinem Herrn zurück. Wird die Waffe nicht aufwärts, sondern in wagerechter Ebene geworfen, so schießt sie in gerader Linie vorwärts, überschlägt sich und kehrt von einer bestimmten Entfernung aus zu dem Entsender zurück. Verschiedene Erforscher dieses merkwürdigen Wurfgeräts haben versucht, durch mathematische Berechnungen einen Bumerang zu konstruieren, aber bis jetzt ist dem Scharfsinn der Gelehrten noch nicht geglückt, was der Instinkt der primitiven Völker mühelos vollbrachte. Die eigentümliche Flugbahn, die das Holz einschlägt, beruht auf dem Gesetz der Schraube, aber die Herstellung und Handhabung wird eben nur durch zufällige Geschicklichkeit und lange Uebung ermöglicht. In der Hand eines geschickten Australiers ist die Laufbahn der Waffe je nach dem bestimmten Ziel ganz genau vorgesehen. Sie wird nach einem in der Luft vorbeischießenden Vogel geschleudert, schlägt mit ihrem kugeligen Ende das Tier nieder und fährt zu dem Besitzer zurück. Die Kurven, die dabei beschrieben werden, und die häufig sehr kompliziert sein können, sind völlig in die bewußte Bestimmung des Schleuderers gelegt.

Humor.

Eine schwierige Aufgabe. Robert: „Paß mal auf, Heinrich, ich werde dir etwas zu raten aufgeben. Ein Esel war an ein Seil angebunden, und das Seil war drei Meter lang. Zehn Meter davon war ein Bündel Heu, und der Esel wollte gern an das Heu, denn er war hungrig. Wie machte er's?"

Heinrich: „Ach, die Geschichte kenn ich. Ich soll sagen: ich gebe es auf, und dann sagst du: das hat der andere Esel auch getan. Nein, darauf fall' ich nicht rein."

R.: „Ach wo! So ist's gar nicht. Du sollst es raten, es ist ganz einfach."

H. nach einigem Nachdenken: „Na, ich weiß nicht, wie er's gemacht hat."

R.: „So dumm! Er ging einfach zu dem Heu hin und fraß es auf."

H.: „Du hast aber doch gesagt, das Seil, an das er angebunden war, wäre nur drei Meter lang gewesen."

R.: „Das tut doch nichts! Das Seil war eben nur am Esel festgemacht, sonst nirgends!"

Ehe nicht ganz unglücklich geworden war. Die drei verließen zusammen die Ausstellung, und draußen, unter dem lachenden Himmel des schönen Sommertages, erzählte Walter seinem ehemaligen Widersacher die Geschichte seiner Liebe.

Nach seiner letzten Unterredung mit Herta war Walter Harling hingegangen, bei dem Vater des geliebten Mädchens um ihre Hand zu werben. Herr von Beroldingen, der seine Tochter heiß liebte und in der schrecklichen Aussicht auf ihre Erblindung davor zitterte, sie leiden zu machen, hatte keinen Einspruch gegen die Verbindung erhoben, und das junge Mädchen selbst hatte nicht mehr die Kraft gefunden, noch einmal zu entsagen. Unter den traurigsten Umständen hatten sie sich verlobt, die Güte des Himmels aber hatte sich im reichsten Maße an ihnen betätigt. Nach einer langen und schweren Kur, der die junge Braut sich unterwerfen mußte, hatten sich die Trübungen ihres Sehvermögens gehoben, und mit gutem Gewissen konnte ihr der Augenarzt versichern, daß die Gefahr einer Erblindung vollkommen beseitigt sei. — In Ravensberg war dann ihre Vermählung gefeiert worden, und seit drei Monaten waren sie nun ein glückliches Paar.

Als Herbert sich von den beiden trennte, trug er den Eindruck mit sich davon, daß nicht nur der Künstler, sondern auch der Mensch in Walter Harling gewachsen und zur Reife gelangt war. Und er freute sich an dem Glück des jungen Paares, wie er wußte, daß Herta sich daran erfreuen würde.

Ende.

Welt und Zeit.

Aus dem Leben eines berühmten Luftschiffers. Mit dem Tode des bekannten englischen Luftschiffers Stanley Spencer, der 1906 in Malta auf der Rückreise von Kalkutta dem Typhus erlag, fand ein Leben voller Abenteuer mit vielen wunderbaren Rettungen aus höchster Lebensgefahr seinen Abschluß. Spencer stammte aus einer Luftschifferfamilie; schon sein Vater und sein Großvater befaßten sich mit dem Bau von Ballons, und er selbst hat zusammen mit seinen beiden Brüdern Percival und Arthur die berühmte Londoner Firma Spencer begründet. Stanley Spencer, der nur ein Alter von noch nicht vierzig Jahren erreichte, hat in fast allen Ländern der Erde seine kühnen Auffahrten unternommen und zahllose Male den Abstieg im Fallschirm gewagt. Immer war es ein beliebtes Schauspiel, den Verwegenen aus schwindelnder Höhe im Fallschirm niederkommen zu sehen; nur in China hat er sich einmal damit mißliebig gemacht. Auch dort produzierte er vor den erstaunten Söhnen des Himmlischen Reiches einen solchen Abstieg im Fallschirm, und er hatte den unerwarteten Erfolg, daß viele ihm nacheifern wollten, indem sie sich von ihren Dächern herabstürzten, aber ohne den Fallschirm zur Hilfe zu nehmen. So wurde Spencer die unschuldige Ursache von einer Reihe von Todesfällen, und die Regierung sah sich veranlaßt, den gefährlichen Fremdling des Landes zu verweisen. Oft genug entging aber auch Spencer selbst nur mit knapper Not bei seinen Fahrten einem jähen Tode, manches Mal ist er mit Bootshaken aus Flüssen und Seen und sogar aus dem Meere aufgefischt worden, und einmal hatte er danach auch das Vergnügen, seine eigene Todesanzeige in den Blättern zu lesen. Einen sehr gefährlichen Sturz erlebte er in Hongkong. Ein Mann, der eins der vom Ballon herabhängenden Seile hielt, ließ im entscheidenden Augenblick nicht rechtzeitig los und zerrte dadurch an seinem Strick, so daß die Ballonhülle einen Riß bekam. Spencer wollte indessen seine Zuschauer nicht enttäuschen und beschloß, die Fahrt trotz dieser bedenklichen Beschädigung zu unternehmen. Der Ballon schoß in die Höhe, aber bald zeigte es sich, daß die heiße Luft — Gas hatte der Luftschiffer nicht erhalten können — doch zu stark aus dem Riß entströmte. Die Meßinstrumente zeigten bereits eine Höhe von 600 Fuß an, und der Luftschiffer bereitete in aller Hast seinen Fallschirm für den Sprung in die Tiefe vor. Da klappte der Ballon plötzlich zusammen und fiel wie ein Stein zur Erde nieder, da es ihm nicht gelungen war, den Fallschirm noch freizumachen. Zweimal überschlug er sich in der Luft, und dann kam er auf felsigen Klippen zu Boden, die sich 150 Fuß über dem Meere erhoben. Einige Matrosen stürzten herbei und fanden zu ihrem Erstaunen den Luftschiffer nicht nur lebend, sondern auch bei vollem Bewußtsein. „Sind Sie verletzt?" fragten sie ihn. „Ach, nur eine Hauptstütze ist dahin," antwortete er seelenruhig; aber dann versank er doch in eine tiefe Ohnmacht. Er hatte sich beim Aufschlagen auf die Klippe nur das Schienbein gebrochen. Ein anderes Mal stürzte er bei Yarmouth ins Meer. „Es ging eigentlich recht gut," erzählte er später. „Allerdings mußte ich eine Stunde im Wasser zubringen, und das war recht unangenehm, da es eisig kalt war. Ich kam ins Wasser etwa acht engl. Meilen vom Lande entfernt und mußte nun mit Hilfe meines Korkgürtels solange herumschwimmen, weil der Dampfer, der mir folgte, nicht schnell genug herankam und erst ein Boot aussetzen mußte, das mich aufnahm. Gefährlich wurde die Situation durch meinen Fallschirm. Die Seide war ganz mit Wasser vollgesogen und wurde immer schwerer, so daß sie immer tiefer sank. Da ich schon 2000 Abstiege mit diesem Fallschirm gemacht hatte, konnte ich mich nicht ohne weiteres entschließen, ihn aufzugeben. Das Boot kam gerade im letzten Moment, ich hätte mich schwerlich länger mit meinem Fallschirm halten können."

Wie du mir, so ich dir.

„Sagen Sie mal, Herr Cheviot, wann wird denn die Hose endlich fertig?" fragt der elegante Jüngling und tritt eilend in den Laden des vornehmen Schneiders.

„Morgen, verehrter Herr," versetzt der Nadelkünstler.

„Das haben Sie gestern auch gesagt," erklärte der junge Herr.

„Allerdings," ist die Antwort.

„Nun, ist denn jetzt nicht morgen?"

„Allerdings **nicht**."

„Wieso? Gestern war doch der heutige Tag „morgen",

„Jawohl, aber heute ist er nicht morgen, heute ist heut."

„So? Na, wann in aller Welt wird denn nach Ihrer Rechnung morgen sein?"

„Wissen Sie das nicht?"

„Nein, wie sollte ich?"

„Erinnern Sie sich vielleicht des letzten Anzugs, den ich Ihnen gemacht?"

„Gewiß!"

„Hat der nicht gut gesessen?"

„Sehr gut sogar. Weshalb fragen Sie das? Ich habe es Ihnen doch schon oft gesagt."

„Das schon, aber wenn ich die Rechnung zu Ihnen schickte, erklärten Sie jedesmal, Sie würden morgen bezahlen. Sie haben es aber bis heute noch immer nicht getan, und so bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß morgen gleichbedeutend mit niemals ist. Morgen wird also auch Ihre Hose fertig sein. Verstehen Sie, verehrter Herr?"

Der Jüngling spricht kein Wort weiter, sondern verläßt den Laden noch schneller, als er ihn betreten hat. An der Art aber, wie er die Türe zuschlägt, merkt der Zurückbleibende, daß jener wohl verstanden hat, daß seine neue Hose niemals fertig werden wird.

Denkspruch.

In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe.

Rob. Schumann.

Monsieur Alfredo.

Skizze von Axel Munthe.

Autorisierte Uebersetzung von A. Geisel.

(Schluß) (Nachdruck verboten.)

Wie hätte ich sein kindliches Gemüt durch Kritisieren betrüben können? Schweigend ließ ich Drama um Drama über mich ergehen, und meine ernste Miene schien ihm völlig im Einklang mit seinen Werken zu stehen; angesichts der Tragödie der traurigen Wirklichkeit und der Hilflosigkeit des armen Alten — besaß er doch nicht einmal einen warmen Winterrock —, wäre wohl jedem das Lachen und der Spott vergangen. Das Leben hatte Monsieur Alfredo so unbarmherzig verhöhnt und ausgezischt, daß ich, das einzige Publikum, welchem seine Dramen je zu Gehör gekommen waren, schon ein Uebriges tun mußte, um ihn für den mangelnden Beifall zu entschädigen. Eines Nachmittags erschien er nicht im Café de l'Empereur, und auch am folgenden Tage erwartete ich Monsieur Alfredo umsonst zur gewohnten Schachpartie. Das beunruhigte mich, und als er auch am dritten Tage ausblieb, ging ich gegen Abend in seine Wohnung. Die Concierge hatte ihn nicht ausgehen sehen; ich pochte an seine Türe, erhielt aber keine Antwort. Eine Weile blieb ich stehen und studierte die an der Tür befestigte Karte:

Monsieur Alfredo, Auteur dramatique
Professeur de Déclamation, de Maintien et
de Mise en Scene.

dann drückte ich leise auf die Klinke und trat ins Zimmer. Fieberndd, ohne Besinnung, lag der alte Mann auf seinem Lager — er kannte nicht den ungebetenen Gast, der sich traurig in der kahlen, leeren, eiskalten Dachkammer umsah — es war in dem engen Raum, der weder Ofen noch Kamin hatte, fast kälter als auf der Straße. — — —

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages schien die Sonne hell und warm, und so konnte ich's wagen, ihn in das nahegelegene Hospital de l'Avenir, zu dessen Assistenzärzten ich zählte, transportieren zu lassen. — Monsieur Alfredo hatte Lungenentzündung. Im Spital waren alle sehr gut gegen den alten Herrn; sowohl die Aerzte wie die Studenten interessierten sich für ihn und die brave Schwester Philomene wußte es sogar so einzurichten, daß er ein Zimmer für sich allein erhielt. Während der ersten beiden Tage hielten das Fieber und die Bewußtlosigkeit an, aber am Morgen des dritten Tages erlangte er die Besinnung wieder und erkannte mich auch. Anfänglich bestand er mit Heftigkeit darauf, in seine Wohnung zurückzukehren, und er beruhigte sich erst, als ich ihm sagte, er befinde sich hier in Privatpflege und sei völlig unabhängig von den anderen Patienten. Nach einer Weile fragte er zögernd, wieviel er wohl zu bezahlen haben werde, worauf ich ihm sagte, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Verwaltung ihm die Pflege berechnen werde, da die Société des Auteurs dramatiques im Spital ein Freibett habe, und er dürfe sich nicht bedenken, von diesem Privileg Gebrauch zu machen, da man ja wisse, wer er sei.

Schwester Philomene stand hinter dem Patienten am Kopfende des Bettes, als ich dem Kranken diese Versicherung gab, und mahnend hob sie den Finger, allein ich sah, daß sie mir die kleine Notlüge verzieh. Hatten doch meine Worte die zarteste Saite des armen, alten Dichterherzens berührt; wieder und wieder mußte ich von der Société des Auteurs dramatiques sprechen und ein strahlendes Lächeln flog über das abgezehrte Gesicht, als er endlich begriff und meinen Worten glaubte. Von diesem Moment an war er mit allem zufrieden; es gefiel ihm sichtlich im Hospital und er ahnte nicht, daß es rasch mit ihm zu Ende ging. Auf seine Bitte stellte man einen kleinen Tisch mit Schreibgeräten an sein Bett, aber einstweilen freute er sich nur darüber, ohne daß er den Versuch gemacht hätte, zu schreiben.

Und dann kam eine böse Nacht, und als ich am Morgen die Runde durch die Zimmer machte, bemerkte ich, daß Schwester Philomene ein kleines Kruzifix über das Kopfende von Monsieur Alfredos Bett gehängt hatte. Der Patient lag den Tag über völlig still und schweigend; nur einmal als Schwester Philomene ihm einen Teller Schleimsuppe brachte, fragte er sie, was wohl das schnellwirkendste Gift sei, worauf die Pflegerin ihm die Blausäure nannte.

Gegen abend ward der Kranke ruhelos und das Fieber stellte sich ein. Er bat mich, ein Weilchen bei ihm zu bleiben, und als ich dann an seinem Bett saß, nahm er mir das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens ab, bevor er mir den Inhalt seiner allerneuesten Tragödie mitteilte. Den Höhepunkt dieser Tragödie bildete der Augenblick, in dem der Nebenbuhler das glückliche Brautpaar während der Trauung vergiftet — der Kelch, welchen die Neuvermählten an die Lippen setzen, enthält Blausäure! Monsieur Alfredo sprach lebhaft und freudig erregt; mit triumphierendem Blick meinte er, diesmal werde das Théâtre français sein Drama wohl nicht zurückweisen, und seinen fragenden Gesichtsausdruck beantwortend, stimmte ich ihm eifrig bei. Er vertraute mir ferner an, daß er das Stück mit allem Fleiß zu fördern gedenke; der erste Akt sollte schon morgen früh fertig werden, und in spätestens einer Woche hoffe er dem Direktor das vollendete Drama einsenden zu können.

Der Fieberzustand nahm zu; der Kranke delirierte beständig und achtete gar nicht mehr auf meine Antworten. Wohl ruhte sein Blick noch in dem meinen, aber die Grenzen dieser Welt versanken vor seinem Auge und sein Horizont erweiterte sich mehr und mehr. Rascher und rascher fielen die Worte von den fieberheißen Lippen und ich vermochte seinen sprunghaften Gedanken nicht mehr zu folgen. Aber auf Monsieur Alfredos verklärten Zügen lag unendliche Freude — der Tod gewährte ihm, was das Leben ihm schnöde vorenthalten hatte!

Jetzt lauschte er; helle Röte überflog seine bleichen Wangen, in seinen Augen leuchtete es auf und mit hocherhobenem Haupt saß Monsieur Alfredo in seinem Bett auf. Er schüttelte seine grauen Locken zurück und blickte triumphierend nach allen Seiten. Dann legte der sterbende Dichter die Hand aufs Herz und verbeugte sich tief, denn in der Stille der herannahenden ewigen Nacht vernahm er deutlich das, was sein Lebenstraum gewesen — das stürmische Beifallsklatschen des Théâtre français, und dann sank langsam der Vorhang über des alten Dichters letztes Drama hernieder! — —

Der Geist der Schwiegermutter.

„Wer da?" ruft ein Hotelgast, als er mitten in der Nacht ein Geräusch in seinem Zimmer hört. Keine Antwort, und das Geräusch ist verstummt.

„Ist jemand da?" fragt er nochmals. Keine Antwort.

„Es muß wohl ein Geist gewesen sein," denkt der Reisende. „Vielleicht bin ich ein gutes Medium, ich werde es einmal versuchen. Wenn sich ein Geist in diesem Zimmer be-